

# Symposion

## Autorschaft

### Einleitung

*Dirk Baecker*

In Heft 4/2022 haben wir dem Thema des Plagiats in der Soziologie ein Symposion gewidmet und mehr oder minder feststellen müssen, dass jenseits verwaltungs- und urheberrechtlicher Fragen nicht sehr viel zu einem Thema zu sagen ist, das dennoch im Zentrum auch der soziologischen Arbeit steht, insoweit sie im besten Sinne des Wortes in einer geisteswissenschaftlichen Tradition steht. Jeder unserer Texte steht im Zusammenhang aller unserer Texte. Wo hört der eine auf, wo fängt der andere an?

Wir greifen dieses Thema hier daher noch einmal auf und fragen explizit nach Rolle und Bedeutung der Autorschaft. Drei Autorinnen und ein Autor machen sich Gedanken über das Verhältnis von Autor und Text, Text und Gegenstand, Text und Leser:in. Das darf so objektivierend geschehen, wie es das soziologische Wissen um Rollen, Milieus, Netzwerke, Ideologien und Karrieren hergibt. Und das muss so subjektivierend wie nötig geschehen, um das Original vom Imitat, die sachliche Auseinandersetzung von der Polemik, den Stil vom Ergebnis unterscheiden und doch das eine auf das andere beziehen zu können.

Keine Autorschaft ohne eine Leserschaft. Das ist soziologisch beruhigend. Keine Autorschaft ist ganz bei sich. Und keine darf sich aus den Augen verlieren ...

## Man, Wir, Ich – Soziologische Autor\*innenschaft zwischen Positionalität und Text-Eigensinn

*Paula-Irene Villa*

»Darf ich denn ICH schreiben in den Essays oder in der Hausarbeit?« Diese Frage hören wir wohl alle seit Jahrzehnten in der akademischen Lehre, auch in der soziologischen. Immer. Jedes Semester. Jedes Semester scheinen unsere Studierenden dann aufs Neue erstaunt und verwirrt, wenn wir sie als Lehrende ermutigen, »Ich« zu schreiben in ihren akademischen Texten.

»Darf ich denn ICH schreiben in den Essays oder in der Hausarbeit, Frau Professor?« Diese Frage höre ich seit Jahrzehnten meiner akademischen Lehre in der Soziologie. Immer. Jedes Semester. Jedes Semester sind meine Studierenden aufs Neue erstaunt und verwirrt, dass ich sie nachdrücklich dazu ermutige, »Ich« zu schreiben in ihren akademischen Texten.

»Darf ich denn ICH schreiben in den Essays oder in der Hausarbeit?« Diese Frage gehört wohl seit Jahrzehnten zur akademischen Lehre, auch in der soziologischen. Immer. Jedes Semester. Jedes Semester scheinen Studierende dann aufs Neue erstaunt und verwirrt, wenn sie von Lehrenden ermutigt werden, »Ich« zu schreiben in ihren akademischen Texten.

Wer auch immer hier den Einstieg formuliert, der Text bleibt inhaltlich derselbe. Oder nicht? An der Uni haben Studierende jedenfalls im Normalfall den Eindruck, dass sie nicht »Ich« schreiben dürfen. Und das ist mitnichten nur bei Studierenden so. »Ich« war über weite Strecken des 20. Jahrhunderts in der Konstitutions- und Expansionphase der Soziologie – aber nicht hierauf beschränkt – das verschämt zu verheimlichende Unwesen im pluralis majestatis des »Wir, es west bis heute als untote Leiche im Keller des ominösen »Man(-)Autors. Es gibt aber auch das kumpelig-vage »Wir« der Soziologen, gerade bei denjenigen, die gewollt »einfach« soziologisch über die einfachen (Normal-)Leute auf der normalen Straße schreiben wollen, die ihrem einfachen Normalleben nachgehen, und sich als Soziologen darin kokettierend einschließen: »Da wir alle in Ensembles mitarbeiten, müssen wir alle ein wenig von der süßen Schuld des Verschwörers in uns tragen« so Erving Goffman (2002: 97). Weitaus üblicher, ja, wahrscheinlich hegemonial ist jedoch das angeblich verobjektivierte »Man«. In der Soziologie weiß man, denkt man aber auch mit anderen darüber hinaus, jedenfalls neigt man auch

dazu. »Man neigt dazu, aus früheren Epochen zunächst diejenigen Funktionsschichten, die in der Gegenwart eine besondere Rolle spielen, als wichtig herauszuheben«, stellt etwa Norbert Elias fest (1983: 64) und formuliert derart durch die (oder eben seine?) Geschichte der Zivilisationsgeschichte hindurch. Allerdings, und das ist / das finde ich ganz interessant: Schon früh gibt es in der Soziologie auch ein munteres Durcheinander von Personalpronomen und Grammatikalisierungen von Autorschaft.<sup>1</sup> Die »Soziologie« von Simmel aus dem Jahr 1908 zum Beispiel verwendet Ich, Man, Wir – ohne dass dies speziell reflektiert oder gar systematisch strukturiert wirkt. Schauen wir uns, Sie Leserschaft also mit mir, die Seiten 17 bis 30 aus der »Soziologie« an:

Dort, wo bei Simmel überhaupt ein Autor oder eine Sprecherposition ausgewiesen wird, was nicht so häufig der Fall ist – denn die Dinge sind, die Arbeit wird getan, »es verhält sich« (Simmel 1992: 29) –, steht manchmal »Ich« wie in »Ich gehe dabei von der weitesten, den Streit um Definitionen möglichst vermeidenden Vorstellung der Gesellschaft aus: dass sie existiert, wo mehrere Individuen in Wechselwirkung treten« (ebd.: 17) oder in »Ich lasse dabei, wie schon angedeutet, die Frage dahingestellt, ob eine absolute Gleichheit der Formen bei Verschiedenheit der Inhalte vorkommt« (ebd.: 27; Herv.i.O.). Dann aber, wenige Seiten weiter, heißt es: »Man muss hier das Odium auf sich nehmen, von intuitiven Verfahren zu sprechen, [...] von einer besonderen Einstellung des Blickes« (ebd.: 29). Man muss also, so Simmel, einen bestimmten Blick einnehmen, um soziologisch zu argumentieren. Man! Damit meint er, wie aus dem Kontext drumherum deutlich wird, auch sich. Ja, gerade sich, als derjenige, der mit dem Text, den er schreibt, eine neue Disziplin argumentativ zu begründen versucht (erfolgreich, wie wir wissen). Nach dem ein oder anderen »Ich« (S. 30 zum Beispiel) beziehungsweise Seiten ganz ohne Personalpronomina taucht plötzlich, wenn auch nachgeordnet in einer Fußnote, ein »Wir« auf:

»Sehen wir die unendliche Komplikation des gesellschaftlichen Lebens an, die eben aus der ersten Roheit sich erhebender Begriffe und Methoden, mit denen sie geistig bezwungen werden soll, so wäre es ein Größenwahn, jetzt schon eine bis zum Grunde hinunterreichende Klarheit der Fragen und Richtigkeit der Antworten hoffen zu wollen« (ebd.: 31).

---

1 Gibt es dazu systematische Untersuchungen? Wäre überhaupt eine spannende literatursoziologisch-diskursanalytisch-hermeneutisch-disziplinenhistorische Aufgabe, den Kanon derart zu analysieren.

Ein, wie ich (sic!) finde, schöner Satz, der (mich) an Rilkes 1903 geschriebene zauberhaft-wahrhaftigen Sätze zur Geduld erinnert.<sup>2</sup> Simmel schreibt sich damit in ein unbestimmtes, offenes ›Wir‹ ein, das ihn selbst und alle Soziologen in Spe zur Demut mahnt. Das an Soziologie, an Begriffs- und Methodenarbeit interessierte, sich als solches erst formierende ›Wir‹ sollte sich auf eine Gegenwart voller Fragen und Ungewissheit im teleologischen Lichte zukünftiger Antworten und Richtigkeiten einstellen.

Dieses muntere Changieren von Personalpronomina als Ausdruck von Sprecherpositionen ist ein bisschen wie beim Fußball, oder? Wenn die Spielerinnen nach dem Spiel die für die Quote obligatorischen atemlosen Interviews geben, möglichst direkt vom Spielfeldrand, um das authentische ICH der individuellen Spielerin zu erwischen. Da aber eine Sportlerin, ein Sportler immer gleichermaßen die unpersönliche Funktionsrolle verkörpert – DIE (Fußball-)Spielerin eben – wie eine einzigartige Individualität als Athletin, changieren dabei die Personalpronomina in faszinierender Weise. Das sind dann Interviews, die gleichermaßen allgemein floskelhaft wie aufschlussreich individuell tönen, wenn sie vom Ich zum Man und zurück wechseln. ›Ich hab heute alles gegeben, man will ja das Beste für die Mannschaft, man hat so hart trainiert, ich bin in Topform‹ ... so in etwa. Wer jemals qualitative Interviews gemacht hat, kennt das. Und wer sich selber schonmal zugehört hat, zum Beispiel bei der eigenen Soziologie-Vorlesung oder bei einer akademischen Diskussion kennt das am eigenen Leibe. Von privaten Streitereien ganz zu schwiegen. Überraschend unsouverän kann sich das anhören. Und das ist meines Erachtens eine wichtige Pointe. Wir sind nicht souveräne Sprecher\*innen, die sich ihrer selbst permanent bewusst sind und ihre Individualität performativ generieren (Butler) wollen oder müssen. Wir wissen, intuitiv-habituell (Bourdieu), auch um die Rollenprosa, die wir im sozialen Theater spielen, um sozial kompetent *impression management* (Goffman) zu betreiben. Aber wir beherrschen diese Formen nicht, eher beherrschen sie uns, agieren durch uns hindurch. Und, ja, wir – wir alle, ob als Autor\*in soziologischer Texte oder Fußballer. Georg Simmel wirkt im Text übrigens

---

2 »[...] ich möchte Sie, so gut ich es kann, bitten, lieber Herr, Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen und zu versuchen, die Fragen selbst liebzuhaben wie verschlossene Stuben und wie Bücher, die in einer sehr fremden Sprache geschrieben sind. Forschen Sie jetzt nicht nach den Antworten, die Ihnen nicht gegeben werden können, weil Sie sie nicht leben könnten. Und es handelt sich darum, alles zu leben. Leben Sie jetzt die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein« (Rilke 2023: 23).

ganz und gar nicht atemlos. Und doch wechselt er ebenfalls ziemlich unbekümmert und wohl auch ziemlich unbewusst, unreflektiert die Sprecherpositionen.

Personalpronomina in Texten beziehungsweise deren Vermeidung sind ein Indikator für den Umgang mit Autorschaft eines Textes<sup>3</sup> ... Oder für den Umgang mit Autorschaft *in* einem Text? Das *in* würde implizieren, dass es ein relevantes Außen gäbe, zum Beispiel eine Autorin, der Text wäre eher instrumentelles Medium. Wenn, wohingegen, »der Text selber mit Autorinnenschaft umgeht«, der Text selbst gewissermaßen zwar nicht als Autor, aber doch als eigenlogischer Agens der Autorschaft zu verstehen ist. Und das möchte ich auch behaupten: Texte schreiben sich. Dazu gleich mehr.

Zunächst aber zurück zum Ich. Schematisch gesprochen, gilt wohl: Ich ist rhetorische Inszenierung von Individualität. Das kann als Autorschaft zweifach verstanden werden: als (rein) subjektiv formulierte Meinung, partikuläre individuelle Singularität und also das Gegenteil dessen, was gemeinhin als Wesen der Wissenschaft verstanden wird.<sup>4</sup> Oder aber quasi als gespiegeltes Gegenteil: als besonders anerkannte fachliche Autorität, die durch fachinternen Status legitimiert ist. Da spricht ein Ich für das Ganze der Disziplin, des spezifischen Forschungsstands, der Thematik. *La sociologie, c'est moi*. Um beide Risiken der Individualität, die größenwahnsinnige und die subjektive, zu vermeiden, hat sich in der (deutschsprachigen) Soziologie das Schreiben möglichst ohne Personalpronomen etabliert. Und das aus guten Gründen. Tatsächlich verschwindet dabei der oder die individuelle Person als Autorin, zum Beispiel Paula-Irene Villa, an deren Stelle tritt die Sache, die durch die Person hindurch spricht. Der Forschungsstand sagt (vgl. soundso), andere Soziolog\*innen sagen (wie soundso 1998 formulierte). Das ist meines Erachtens unauffällig und tatsächlich eine stimmige Weise der Behauptung (von Sachverhalten, Argumenten und so weiter) entlang wissenschaftlicher Standards. Was behauptet – in diesem Falle wiedergegeben – wird, ist präzise nachlesbar, und also ist dafür zunächst keine individuelle Verantwortung zu übernehmen. Allerdings verschwindet die Praxis der Autor\*innenschaft damit keineswegs. Denn es ist ja immer noch eine spezifische Person, die den Forschungsstand rezipiert, auswählt, sichtbar macht;

---

3 Weniger überzeugend scheinen mir indes Versuche der Interviewauswertung, Personalpronomina und »agency« in einfacher Weise aufeinander abzubilden. Vgl. zur nuancierten Diskussion Löwenstein (2022).

4 Nämlich: intersubjektive Nachvollziehbarkeit, möglichst universale Verständlichkeit, Falsifizierbarkeit, methodisch kontrolliert.

auch Reproduktion ist Praxis; es ist eine spezifische Person, die Material analysiert, Texte interpretiert, Begriffe formuliert. Ein Text entsteht nicht ohne Autor\*innenschaft. Then again, diese spezifische, nämlich soziologische Autor\*in ist kein einzigartiges Individuum. Sondern ein intersektional positioniertes Subjekt. Autorschaft ist, meine ich, demnach ein komplexer Prozess der Subjektivierung im Lichte soziologischer Selbstaufklärung und geht einher mit einer gewissen Verantwortung für diese Positionierung inklusive deren unüberblickbare Dynamik. Schreib- beziehungsweise Textproduktionspraxis ist, wie jede Praxis, kein isolierter Akt einer vermeintlich autonomen Person, die vollständig über das verfügt, was sie als Person tut. Auch Schreibpraxis ist Interaktion, hochkomplex und unabgeschlossen. Wie erwähnt, der Text schreibt sich.

Was meint das konkret? Jeder Text erhält seine Bedeutung, nicht ganz, aber doch bedingt unabhängig von der Intention einer Autorin oder eines Autors. Texte werden gelesen, angeeignet. Sie zirkulieren, und sie tun dies in spezifischen sozialen Konstellationen. Was also ein Text sagt, ist auch unhintergebar abhängig, aber nicht determiniert von unaufhörlichen Aneignungsprozessen. Davor kann niemand Texte bewahren – zum Glück! Davon lebt ja nicht zuletzt die Soziologie, wie jede Wissenschaft, etwa durch die andauernde Relektüre von »Klassikern«. Diese Relektüre ist auch die Bedingung der Möglichkeit der Kritik zum Beispiel des Kanons inklusive der Autoren. Auseinandersetzungen mit Autorschaft prägen und erweitern das soziologische Wissen, wenn zum Beispiel auf den Zusammenhang zwischen Autor als Person und Text als eigenlogischem Werk eingegangen wird. Dieser komplexe Zusammenhang ist ein weiteres konkretes Element der Autor\*innenschaft in der Soziologie: Texte schreiben sich immer auch aus spezifischen *Positionalitäten* heraus. Dass Georg Simmel ein deutsch-jüdischer Autor in einer bestimmten Zeit (das frühe 20. Jahrhundert), an einem bestimmten Ort (Berlin), einem spezifischen Milieu angehörend<sup>5</sup> war, das prägt ganz sicher auch seine Texte (vgl. unter anderem Moebius 2002; Müller, Reitz 2002). Die Geschlechtersoziologie hat für quasi den gesamten Kanon immer wieder herausgearbeitet und tut es noch, wie sehr strukturelle Positionierungen von Autoren die Inhalte der Texte und damit des Faches prägen (vgl. aus der Fülle Gildemeister, Hericks 2012). Wer befreit von den

---

5 Bildungsbürgerlich, »assimiliert«, zwischen verarmt und wohlhabend, gut vernetzt und doch vom strukturellen auch akademisch sehr wirksamen Antisemitismus ein Leben lang drangsaliiert.

Alltagsorgen des Kinderhütens oder Wäschewaschens sich ganz der geistigen Arbeit widmen kann, wird womöglich diese Tätigkeiten nicht angemessen ernst nehmen, und also weniger soziologisieren. Oder?

Wer ›Man‹ oder ›Ich‹ oder ›Wir‹ überhaupt sagen kann, klassischerweise, kann dies nur, weil eine soziale Position ihm, (ganz selten, aber doch zunehmend auch) ihr oder (noch seltener) ihnen/ohne Pronomen dies ermöglicht. Autorschaft ist in dieser macht-, ungleichheits- und herrschaftskritischen beziehungsweise auch nur gesellschaftlich struktursensiblen Perspektive dann doch wieder entscheidend. In einer verdichteten und (mir zu sehr) zugespitzten Formulierung:

»Wissenschaftliche Wissensproduktion, darauf weisen uns Debatten in der Wissenschaftstheorie wie auch in den Sozialwissenschaften schon seit langem hin, vollzieht sich niemals unabhängig von den sozialen Positionen und Standpunkten der beteiligten Personen. Forschende können der Welt, und damit auch ihren Forschungsgegenständen, zwangsläufig nur aus ihrer Position in ebendieser Welt heraus begegnen. Und die Einsichten und das Wissen, das sie auf diese Weise produzieren, ist folglich immer mitgeprägt von dieser spezifischen Position und den mit ihr verbundenen Perspektiven auf die Welt. Die Analysen und Perspektiven der weißen, männlichen, ganz überwiegend bildungsbürgerlichen ›Klassiker‹ bilden hier keine Ausnahme, sondern sind in genau dem gleichen Maße situiert, positioniert und damit partikular wie die Perspektiven aller anderen (das heißt anders gemachten, othered) Forschenden. Was die partikularen Erkenntnisse der ›Klassiker‹ aber von denen aller anderen unterscheidet, ist ein doppelter Prozess der Universalisierung, den Erstere durchlaufen: Einerseits werden sie gerade durch ihre Aufnahme in den soziologischen Kanon als universal gesetzt, indem sie zu den Grundlagen einer Allgemeinen Soziologie erklärt werden. Durch ihre Kanonisierung werden sie nicht nur zu Werken von zeitloser Gültigkeit, sondern – und das ist im notorisch umkämpften und oftmals recht unveröhnlichen Feld der Soziologie vermutlich noch wichtiger – zu Werken erhoben, die über alle soziologischen Gräben und Spezialgebiete hinweg Relevanz für sich beanspruchen dürfen. Kanonisierung ist damit ein ›god trick‹, durch den ein positionierter, situierter Blick auf die Welt zu einem ›gaze from nowhere‹ verklärt wird. Andererseits setzt diese mit der Kür zum ›Klassiker‹ verbundene Universalisierung bereits auf einem tieferliegenden gesellschaftlichen Prozess der Universalisierung auf, bei der gewisse Standpunkte und Subjektivitäten von vorneherein als neutral oder unmarkiert gelesen werden und damit nicht mehr als subjektivierte Standpunkte erkennbar sind« (Heßelmann 2024).

So plausibel und kaum zu überschätzen der Hinweis auf die Situietheit, in meinen Worten: Die *Positionalität* von Autorschaft ist, wie sie hier vehement und mit kritischem Duktus formuliert wird – so problematisch ist dies in der

allzu engen Kopplung und dem darauf basierenden argumentativen Determinismus von sozialer Positionalität und inhaltlicher Position. Hieraus resultiert ein »positionaler Fundamentalismus« (Villa 2020), der identitär anmutet. Wer demnach weiß oder jüdisch oder deutsch oder männlich und so weiter sozial positioniert ist, denkt und schreibt auch entsprechend. Was auch immer das bedeuten soll. Vielfach, darauf verweisen ja zahlreiche Studien,<sup>6</sup> bedeutet es tatsächlich, dass bemerkenswerte Auslassungen, Vorurteile, lebensweltliche Normativität, ideologische Verzerrungen und so weiter Texte prägen, die für sich den Anspruch erheben, genau das zu vermeiden – weil und insofern sie eben wissenschaftlich, zum Beispiel soziologisch sind. Vielfach allerdings sperren sich Texte und das darin formulierte Wissen, ob als Evidenz, Fakten, Argumente oder schlicht Forschungsstand selber gewissermaßen gegen eine allzu einfache Kolonisierung durch soziale Positionierungen. Anders gesagt: Texte können die soziale Positionierung, der sie sich verdanken, nicht ungeschehen machen, aber doch transzendieren. Das müssen sie, wollen sie gute Soziologie sein, meines Erachtens auch versuchen. Ob das gelingt, entscheidet weder die Autorin noch ein Leser, sondern der Text in einem andauernden Prozess der Zirkulation. Es gibt einen textlichen Eigensinn, der die Autorin nicht vergessen, aber auch nicht allein verantwortlich machen kann. Die Verflechtungen von sozialer Positionalität (des Autors) und inhaltlichen »Positionen« des Textes – das schließt ausdrücklich auch Literatúrauswahl, Anerkennung eines Forschungsstands, Berücksichtigung oder Ignoranz gegenüber sachlich-fachlichen Erkenntnissen, Methodenfragen und so weiter ein – sind gegeben und sie sind komplex, widersprüchlich, dynamisch, empirisch auszuloten. Es sich dabei zu einfach zu machen, ist schlechte Soziologie. Sich selber als Autor zu wenig Mühe zu geben, etwa das eigene Selbstverständliche – die eigene Positionierung im Sozialen – nicht zu »befremden«, ist ebenfalls schlechte Soziologie.

Mit diesen Begebenheiten lässt sich als konkrete Autorin in der Soziologie nur reflexiv und möglichst nüchtern umgehen. Aus meiner, hoffentlich soziologisch begründeten, Warte sind dabei heroische Eigentlichkeitsgesten (»eigentlich interessant ist, das eigentliche Thema ist«) ebenso zu vermeiden wie identitäre Selbstoutings.<sup>7</sup> Beides sind letztlich autoritäre beziehungsweise fundamentalistische Formen der Selbstimmunisierung. Aber, die gute

---

6 Etwa wissenschaftshistorischer Art, exemplarisch aus der großen Fülle Schiebinger (1993), Oudshoorn (1994).

7 »Ich als weiße, jüdische, bildungsbürgerliche, nicht behinderte, migrantische yadayada Professorin.



Nachricht ist: Auch die sind selbstverständlich nie das letzte Wort eines Textes. Mir scheint vielmehr Verantwortung der Dreh- und Angelpunkt von Autor\*innenschaft. Verantwortung für einen Text zu übernehmen, bedeutet genau nicht, sich souverän als alleinige Bestimmerin über deren Inhalt zu inthronisieren. Das muss scheitern. Verantwortung meint vielmehr mit der Unabschließbarkeit von Bedeutung und Inhalt zu rechnen. Der Text gehört allen gleichermaßen – Leserschaft, Studierenden, einer unübersichtlichen Öffentlichkeit, weiteren Texten – und jeder Versuch, ihn zu besitzen muss und sollte auch scheitern. Texte zirkulieren, und mit ihnen ihre Bedeutung, es gibt kein letztes Wort über ein Wort. Das ist eigentlich eine Binse. Sie kann sich bei Derrida, Butler und Weiteren hoch eloquent vertieft nachlesen – und immer wieder weiter spinnen – lassen, sie kann aber auch in jedem Seminar an der Uni neu erfahren werden, als Gelegenheit, daran zu lernen. Der Kontext der Texte schreibt sich in ihnen ein. Es ist dabei ziemlich egal, was sich eine Autorin oder ein Autor dabei gedacht oder damit beabsichtigt hat. Der Text kommuniziert, nicht die Autorin. Und was der Text da sagt, tut, meint, das kann der Text nicht aus sich heraus allein kontrollieren.

Wir können wissen: Autor\*innenschaft ist eine soziale Praxis, die auf Autorisierung hofft. Eine eigenlogische Praxis, die in spezifischen Rahmen stattfindet und durch die wir als Soziolog\*innen *impression management* im Lichte doppelter Kontingenz betreiben, hoffend auf Distinktionsgewinne, inmitten performativer Diskurslogiken; dabei wird nicht zuletzt um Hegemonie gerungen und es werden zentrale Ressourcen verteilt. Texte ficht das alles bedingt an. Sie machen ihr Ding.

## Literatur

- Elias, Norbert 1983 [1969]: Die höfische Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gildemeister, Regine / Hericks, Katja 2012: Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen. München: Oldenbourg.
- Goffman, Erving 2002 [dt. Erstausgabe 1983]: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- Heßelmann, Felicitas 2024: Kein Gott, kein Staat, kein Klassikerdiktat! Plädoyer für eine andere Soziologiegeschichte. Soziopolis: Gesellschaft beobachten. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-92788-3>.

- Löwenstein, Heiko 2022: Agency rekonstruieren, Agency konzeptualisieren: Eine Skizze zum Stand der Agency Analyse, zu methodologischen Perspektiven und zur theoretischen Bestimmbarkeit. In Daniel Doll / Barbara Kavemann / Bianca Nagel / Adrian Etzel (Hg.), Beiträge zur Forschung zu Geschlechterbeziehungen, Gewalt und privaten Lebensformen: Disziplinäres, Interdisziplinäres und Essays. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 35–52.
- Moebius, Stephan 2002: Simmel lesen. Moderne, dekonstruktive und postmoderne Lektüren der Soziologie von Georg Simmel. Stuttgart: Ibidem.
- Müller, Hans-Peter / Reitz, Tilman (Hg.) 2018: Simmel-Handbuch. Begriffe, Hauptwerke, Aktualität. Berlin: Suhrkamp.
- Oudshoorn, Nelly 1994: Beyond the Natural Body. An Archeology of Sex Hormones. Milton Park: Routledge.
- Rilke, Rainer Maria 2023 [1903]: Briefe an einen jungen Dichter. Zürich: Insel.
- Schiebinger, Londa 1993: Nature's Body. Gender in the Making of Modern Science. Boston: Beacon Press
- Simmel, Georg 1992: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe, Band 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Villa, Paula-Irene 2020: Identitätspolitik. POP. Kultur & Kritik, 9. Jg., Heft 1, 70–76.

## Distinktionsprobleme

*Maren Lehmann*

Auf den ersten Blick scheint es sich einfach um Produktplacement zu handeln, um eine Popularisierungsvariante. Dieses Muster mag heute den merkwürdig managerial klingenden Namen *Wissenschaftskommunikation* tragen, aber es ist alles andere als neu; es beginnt mit Inszenierungen messianischer Helden, die sich beim Verfertigen von Gedanken beobachten lassen – in Ledersesseln in Bibliotheken, auf Bergwiesen und Kletterpfaden in olympischem Aufstieg, rauchend und trinkend in Kneipen oder Küchen. Immer anschaulicher und immer leichter, endlich in digitaler Gestalt nahezu körperlos werdende Bücher entwerfen sich immer körperlicher und immer alltagspraktischer werdende Personen, für die Lesen und Schreiben wie Leben und Reden zum beseelten Accessoire ihrer selbst wird. In diesem Muster ist Autorschaft: Ambiente. Der Konjunktur von Bucheinbänden jedenfalls – kein universitärer Vortrag mehr ohne Einblendungen von Buchdeckeln, kein Schreibtisch oder Urlaub öffentlicher Persönlichkeiten mehr ohne deren beiläufiges Hin-, Hoch- und Aufhalten – korrespondiert eine Literatur, Journalismus und Wissenschaft übergreifende Renaissance personalisierter, biografisierter, subjektivierter Beobachtungs- und Beschreibungsstile. Das

personalisierte Buch wird zum *running gag* öffentlicher Selbstinszenierung. Als solcher taucht es dann (gerne als Fotografie zerlesener Erstausgaben) in den Vortrags- und Vorlesungsbebildungen auf. Es versetzt Sprechende und Schreibende in eine auratische, davidsbündlerische Szenerie, die Hörende, Lesende, Studierende auf magische Initiationen verweist. In diesem Muster ist Autorschaft: apostolische Sukzession.<sup>1</sup>

Auf den zweiten Blick ist dieser denkmalpflegerische Distinktionsstil akademischer *tribes* genauso wie der konsumistische Distinktionsstil der Werbung für Bücher durch Leute in Umgebungen vielleicht nur ein Oberflächenphänomen, kaum mehr als eine auch unkonzentrierter Beobachtung auffallende Façette eines allgemeinen Trends zur Personalisierung von Kommunikation. Dieser Trend<sup>2</sup> erstaunt insofern nicht, als er nichts anderes darstellt als die einfachste, unaufwendigste, nächstliegende Form der Komplexitätsreduktion durch Zurechnung. Personalisierungen lassen sich als Plausibilisierungshilfen verwenden und also auch instrumentalisieren. Denn sie begrenzen Kommunikation im allgemeinen und Texte im besonderen durch eine Generalisierungs- und Abstraktionsschranke (die Ebene des Handelns und Erlebens), und diesseits dieser Schranke machen sie Identifikationsangebote. Dergleichen Angebote sind verführerisch, weil sie Selektivität in der Adressierung suggerieren, besondere Individualität und zugleich allgemeine Inklusion versprechen und implizit Widerspruch, Ablehnung, Kritik entmutigen.<sup>3</sup> Die Plausibilitätshilfe der Personalisierung wird dadurch nicht nur zum Mittel, sondern auch zur verpflichtenden Norm. In diesem Muster ist Autorschaft: ein Identifikationsangebot.

Beiläufig fällt auf, dass Autorschaft in diesem Sinne einer Verführung zum Einverständnis durch Selektivität eines Vorschlags oder Angebots als Verwandte symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien erscheint

1 Ohne im Folgenden weiter darauf einzugehen: Vermutlich liegt hier das praktische Problem, das mit Plagiaten einhergeht. Ein verlässlich respektiertes Reglement stellt sicher, dass sich keine Illegitimen in die Nachfolge einschleichen. Aber das geschieht auf der Ebene der Zertifikate, nicht auf der Ebene der Textproduktion. Insoweit – aber, wie gesagt, ich setze diese Überlegung hier nicht fort – fungieren Plagiatsprüfungen wie Vaterschaftstests: Sie beweisen alles, stellen verlorenes Vertrauen aber nicht wieder her. Neben individuell zurechenbaren Vergehen beweisen sie immer auch den Ruin des Vertrauens in die Zertifikate – und zelebrieren (oder cachieren) diesen Beweis durch Exklusion ad personam.

2 Ich verwende den Ausdruck ganz unbegrifflich-naiv als Beschreibung eines vermuteten alltäglichen Sogs, der eher Symptom als Inbegriff einer Transformation ist.

3 Was seinerseits verführerisch ist, weil Kritik den Kraftaufwand reproduzieren und steigern würde, den Personalisierung ja gerade reduziert hatte.

(vgl. Luhmann 1975), also im Horizont von Macht, Wahrheit, Recht, Liebe steht. Vor diesem Hintergrund verweist ein personalisierender Plausibilisierungsstil auf mögliche Formänderungen dieser Medien, muss also nicht zwangsläufig als deren simplifizierender Rivale verstanden werden. Dafür spricht, dass die Personalisierung sich auf der symbolischen Ebene vollzieht, indem *faces* von Leuten und Büchern (im Modus der Bebilderung) zu einer Sinnfigur zusammengezogen werden, die formal verstanden und im Vollzug des Verstehens hingenommen wird, ohne Rückfragen zu provozieren. Es müsste sich dann allerdings um eine leere Personalisierung handeln, die gerade kein Identifikationsangebot macht – wenn man nicht soweit gehen möchte, diese Leere als Vakanz aufzufassen, die im Sinne eines sozialisierenden Stellenlesens (vgl. Maye 2019) episodisch be- und entsetzt wird. Autorschaft, so ließe sich diese Möglichkeit immerhin verstehen, ist eine *vacancy chain* der episodischen, instabilen, flüchtigen Verknüpfung von Personalisierungserwartungen mit Identifikationsangeboten (vgl. White 1992), die in der Verknüpfung mit Sinnverweisen angereichert, für sich selbst ansonsten leer sind.<sup>4</sup>

\*

Bei all dem bleibt die Frage, und sie wird drängender, wie sich akademisches, wissenschaftliches, zumal soziologisches Schreiben und Lesen, wie sich vor allem Theoriearbeit im elaborierten Sinne zu solchen Personalisierungen verhält – umso mehr dann, wenn sie im Zuge von Popularisierungserwartungen zur Norm werden. Finden Problematisierungen auf höheren Abstraktionslagen noch jenen »Kredit«, um den Luhmann schon in den 1960ern mit den Worten warb, in einer komplexen Welt ohne exklusiv adressablen Punkt der Lokalisierung von Erkenntnis werde »die Sprache der täglichen Verständigung und damit auch das Anschauungsvermögen versagen und durch stärker formalisierte Mittel der Informationsbewältigung ersetzt werden müssen«? (Luhmann 1995: 397; vgl. Luhmann 1981) Immerhin: Auch Autorschaft kann sich unter solchen Anforderungen nicht auf lebensweltliche Situiertheit zurückziehen, nicht mehr von einem »Erfahrungsbereich« ausgehen, »wo mir niemand etwas vormachen kann« und wo alltagspraktische Plausibilitätstests in dem Sinne brauchbar wären, »die em-

---

<sup>4</sup> Und ich meine »für sich selbst« ernst, denn diese Leere wird als solche erlebt und sozialisiert in Erwartung transformiert; der Ausdruck »Bildung« dürfte dafür treffend sein.

pirischen Methoden durch Milieukennntnis zu ergänzen, wenn nicht zu ersetzen« (Luhmann in Horster 1997: 35). Autorität zum Beispiel für Studierende erreicht ein:e Wissenschaftler:in dann nicht durch Plaudern, nicht durch Erzählen, nicht durch Geselligkeit, sondern durch eine spezifische Zumutungsqualität, die – weil sie die interaktive Form von Kritikfähigkeit ist – in Texten nachvollziehbar sein wird und sein muss. Plausibilität erreichen diese Texte nicht durch Personalisierung als solche, sondern durch Kontextualisierung als eine Strategie, individuelle Erfahrungen als Kontextvariante neben anderen explizit zu machen. Diese Art der Autorschaft bringt sich nicht als Urheberin eines Textes in Stellung, sondern macht sich als dessen Aspekt im Text selbst unterscheidbar und beobachtbar – kein autoritärer, sondern ein intellektueller, lernender, im präzisen Sinne kritischer Gestus, dessen Selbstvertrauen darauf beruht, Infragestellungen kognitiv verarbeiten zu können. Autorschaft verhält sich demnach öffnend und schließend zugleich;<sup>5</sup> man könnte von einem provokanten Unterlegenheitstraining im Umgang mit Beobachtungen, namentlich mit Kritik, sprechen. Autorschaft, hieße das, ist: trainierte Unterlegenheit;<sup>6</sup> nur daraus – wenn überhaupt aus etwas – erwächst die Autorität, die ihr zugestanden werden mag.

Niemanden wird überraschen, dass ein dergleichen auf Kritikfähigkeit trainierter Habitus – umso mehr, da er eben in einem zumutungsaffinen Interaktionsstil erarbeitet wird – als gesellschaftlich schlecht integrierbar gilt. Man wird vielleicht – in einem anderen Sinne, als Barthes (2005) vorschlug – auf seinen Tod warten, um dann mit den erwähnten Bebilderungen und Nobilitierungen eigener Ambitionen auf »Unsterblichkeit« (Foucault 2001: 1008) zu beginnen. Autorschaft kann dann endlich auch Sammelleidenschaft (*alles von xyz*) orientieren und komplementäre Leserschaft ignorieren. Und aus der Schlechtintegrierbarkeit wird man vielleicht auch zu Lebzeiten schon eine Popularisierungschance eigener Art destillieren können, die Autorschaft trivialpolemisch mit dem Decorum des Unverständlichen versieht und diversen Fundamentalismen programmatischer Nichtverwertbarkeitsideale ein-

---

5 Vgl. dazu die »scope and reduction«-Argumentation bei Kenneth Burke, insbesondere deren Eröffnung, »the representative anecdote« (Burke 1969: 59 ff.), die dazu dient, das bloß Informative vom Repräsentativen zu unterscheiden und an dieser Unterscheidung eine Argumentation immer wieder zu messen. Es geht um eine Form (Burke: einen Calculus) hinreichender Abstraktion, hinreichender Komplexität und hinreichender Rekonkretisierbarkeit oder »Einfachheit.

6 Unnötig zu sagen vielleicht, dass genau hierin der Sinn der gesundheitlich ruinösen Lektürearbeitsaufwände liegt, mit denen Autorschaft biografisch einhergeht.

verleiht. Das erlaubt es schließlich auch, Popularisierungserfolge und -misserfolge mittels desselben Schematismus zu erklären: Verständlichkeit und Inklusivität auf der einen, Unverständlichkeit und Exklusivität auf der anderen Seite. Autorschaft ist dann der Name, unter dem dieser Schematismus wirksam wird, ohne weiter expliziert zu werden. Ein anderer Name desselben ist: Ehrgeiz; Ehrgeiz hinsichtlich der Möglichkeit, über Systemgrenzen publizistisch verfügen zu können und nicht im eigenen funktionalen Spielfeld bleiben zu müssen, und wohl auch Eitelkeit hinsichtlich der diabolischen Persona, die solche Grenzüberschreitung verleiht.

Der bereits angesprochene Personalisierungs-, Biografisierungs- und Subjektivierungstrend in wissenschaftlichen, zumal aber in soziologischen Texten verdankt sich dieser Erwartung an Grenzüberschreitung. Sehr sicher geht diese Erwartung von Aufgabenerweiterungen wissenschaftlichen Arbeitens in Richtung eines Rechtfertigungsdrucks aus, der erfahrene Förderung (i.e.: Finanzierung) durch *die* Gesellschaft an eben *die* Gesellschaft verzinst zurückzuzahlen und *die* Gesellschaft dabei kommunikativ nicht zu überfordern verlangt. Personalisierende Stile, die jede Problematisierung und jedes Argument in einen Tun-und-Ergehens-Zusammenhang einbetten und dadurch ein niedrigschwelliges Verständnis- und Identifikationsangebot machen, genügen dieser Forderung, auch weil diese sich selbst schon beim ersten Anklang einer Befriedigung vergisst. Genauso sicher allerdings unterlaufen Autor:innen dieses Nichtüberforderungsgebot – allein schon dadurch, dass sie es strategisch erfüllen und dabei laufend die Kontingenz dieser Strategie mitkommunizieren. Als exemplarisch für diese im genauen Sinne ironische Praxis kommen nicht nur Textformen in Betracht, die bestimmte Abstraktionskonventionen dort einführen, wo diese Konventionen als überraschend gelten können,<sup>7</sup> sie dann aber als Verzweigungsanker ins Abstrakte auf sich beruhen lassen und nur zum Anlass narrativer Erörterungen nehmen: »This reminds me of a story!« (Weick 1995: 131). Der kritikaffinen Unterlegenheit, die sich durch Einwände nicht nur an Unsicherheiten und Fehlerquellen erinnern, sondern auch im Umgang damit trainieren lässt, ist diese ironisch von sich selbst erzählende Seite von Autorschaft ohne Zweifel verwandt.

---

<sup>7</sup> In der publizistischen Öffentlichkeit, in Beratungsseminaren, häufig auch in der universitären Lehre.

In diesem Sinne handelt es sich bei den heute um sich greifenden autofiktionalen Publikationsformen<sup>8</sup> nicht um Aufstiegslegenden (die sie oft genug auch sind), nicht um Street-Credibility-Bilanzen (die sie oft genug auch sind) und nicht um säkularisierte Beichttagebücher (die sie oft genug auch sind). Jedenfalls macht sie all dies nicht zu Dokumenten zeitgenössischer, mit polykontexturaler funktionaler Differenzierung konfrontierter und deren Grenzen pragmatisch, kritisch, ironisch unterlaufender, soziologischer Autorschaft. Sondern es handelt sich oder könnte sich jedenfalls handeln um strategische Anwendungen der so einfachen wie eleganten, so defensiven wie unerschüchtert anwendbaren Einsicht, dass »Personen [...] sich nicht funktionalisieren [lassen]« (Luhmann 1990: 236). Als Proben auf dieses Exempel sind autofiktionale Texte, so sehr geschmeidig auch immer sie sich den personalisierenden Stilen der Popularisierung andienen und ihren Leser:innen Identifikations- oder Verständigungsangebote machen, vor allem dies: Veranschaulichungen der gesellschaftlichen Unverfügbarkeit von Autorschaft. Weniges könnte in diesem Sinne wissenschaftlich souveräner sein als ein personalisierender Stil, nicht obwohl, sondern gerade weil sich damit wissenschaftlich überhaupt nichts anfangen, erklären, belegen oder kritisieren ließe, und das gilt umso mehr, als Autorschaft sich auf diese Weise als Vielzahl von personae entwerfen kann und sich entsprechend selbst gerade nicht als Identifikation anbietet (vgl. Zanetti 2019). Der Wechsel von analogen in digitale Öffentlichkeiten ist, erst recht, solange er Ergänzung ist, viel eher Ressource als Handicap von Autorschaft. Solange jedenfalls, wie auch die Texte höherer Abstraktionslagen und unanschaulicher Verstehens-ebenen geschrieben und publiziert werden und solange Autorschaft nicht derart unter Rechtfertigungsdruck gerät, dass sie die Zumutungsinteraktionen nicht mehr riskieren kann, in denen sie ihre Kritikfähigkeit trainiert.

\*

Es bleibt der vielleicht entscheidende, jedenfalls lebenspraktisch folgenreichste Punkt. Autorschaft wird, auch in dieser Skizze bis hierhin, in unbeeirrtem Traditionalismus dargestellt als mehr oder minder inklusionsfähiges

---

8 Ich zähle auch solche darunter, in denen am Beispiel der eigenen Herkunft Szenarien der Sozialstrukturanalyse, der Sozialgeschichte oder der Habituspraxeologie entworfen werden, in denen also die eigene Biografie und/oder deren sozialer Kontext zum exemplarischen Fall von Theoriediskussionen oder zur narrativen Illustration von Datensätzen stilisiert wird.

Gegenüber von Individuum und Gesellschaft in einer mehr oder minder rezeptionsfähigen Medienlandschaft. Natürlich kann davon überhaupt keine Rede sein, wenn man ernst nimmt, in welchen sozialen Umgebungen, nein, genauer: in welchen Systemumwelten Autorschaft entstehen und sich behaupten soll. Das ist, soweit es um wissenschaftliche Autorschaft geht, vor allem (und am biografischen Anfang nahezu ausschließlich) die Universität, die sich in einem komplexen Geflecht wissenschaftlicher, politischer und ökonomischer Systemreferenzen behaupten muss.<sup>9</sup> Nimmt man ernst, dass ein Geflecht von Systemreferenzen nichts anderes ist als eine Mehrzahl gleichzeitiger Selbst- und Fremdreferenzen, das heißt prinzipiell gleichrangiger System/Umwelt-Unterscheidungen, die jede für sich asymmetrisiert und untereinander in eine Präferenzordnung gebracht werden müssen, um orientieren zu können, dann überrascht der Organisationsgrad der akademischen, universitären Realität nicht mehr.

Zweifellos gilt daher, dass Autorschaft organisiert ist nicht in dem Sinne eines nimmermüde produzierenden, *sich vernetzenden*, in Beziehungsbewirtung also begabten und hinsichtlich allfälliger Unterwerfungserwartungen robusten *Teamplayers*, sondern im Sinne eines sozialen *byproducts* dieser organisierten wissenschaftlichen Realität (vgl. Bardmann 1990). Vermutlich könnte man von einem *boundary object* dieser Realität sprechen (Star 2017), *quasi-object* und *quasi-subject* zugleich (Serres 1987, Latour 2001), und entsprechend spukt Autorschaft in den organisierten Universitäten genauso (das heißt: immer anders, immer unzuverlässig), wie diese Organisation in jeder Autorschaft spukt. In diesem Sinne ist Autorschaft: eine selbst schlecht integrierbare, aber vielfach geschmeidig anschlussfähige (das heißt auch: instrumentalisierbare) kommunikative Szene, die sich als Projektionsfläche und Schlachtfeld von Erwartungen eignet. Dominieren werden Erwartungen, die sich einem funktionalen System zwar zuordnen lassen, aber Schwierigkeiten der Stabilisierung dieser Zuordnung auf sich nehmen und deshalb immer in einem prekären Spannungsverhältnis zum jeweiligen Funktionssystem stehen, immer dem Verdacht ausgesetzt sind, externen Systemreferenzen anheim zu fallen oder unzuverlässige Joker zu sein, Habitat aller möglichen Hazardeure.<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Zu denen weitere hinzukommen: die schulische Erziehung, die religiösen Trägerschaften der Colleges und Campus Universities, die familialen Erwartungen und so weiter.

<sup>10</sup> Wie oben in Fußnote 1 bereits angedeutet: Das Plagiatsproblem ist ein Problem dieser organisationalen Ebene, ein Organisationsproblem im genauen Sinne.



Autorschaft kann und wird sich dann in den zahllosen Formen zeigen, in denen diese organisierte Szene ihre Grenzen vergegenwärtigt. Sie wird sich zeigen als Verunsicherung oder vielleicht auch nur Prokrastination zuverlässiger Zuordnungen, und dies umso mehr, als dergleichen den in ein Korsett formalisierter Temporalisierungen eingeschnürten Karrieren entgegenkommt. Sie zeigt sich – *calm down and carry on!* – in einem gepflegten Stil unbeeindruckbar widerständiger Intellektualität, der vielleicht nichts (aber immerhin dies) ist als eine verzweifelte Nachrationalisierung verlogener Inszenierungen *intrinsisch motivierter* Leistungsbereitschaft. Sie zeigt sich, wenn Seminare nicht variantenarme, sondern gerade variantenreiche Geselligkeiten werden, deren *requisite variety* dazu dient, die Zumutungen der sich bei jeder Gelegenheit trainierenden Kritik möglichst verletzungsfrei abzufangen. Sie zeigt sich, wenn in den Lobbies, Fluren und Vorplätzen der Gebäude versucht wird, die Differenz von regulierter Universitätsorganisation und krisenlahmer Gesellschaft in variantenreichem Aktivismus zu politisieren. Kann sein: Sie spukt. Aber tot ist sie nicht.

## Literatur

- Bardmann, Theodor M. 1990: Wenn aus Arbeit Abfall wird. Überlegungen zur Umorientierung der industriesoziologischen Sichtweise. *Zeitschrift für Soziologie* 19. Jg., Heft 3, 179–194.
- Barthes, Roland 2005 [1968]: Der Tod des Autors. In Roland Barthes, *Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV*. 4. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 57–63.
- Burke, Kenneth 1969 [1945]: *A Grammar of Motives*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.
- Foucault, Michel 2001: Was ist ein Autor? In Michel Foucault, *Schriften / Dits et Ecrits*. Band 1 (1954–1969). Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1003–1041.
- Horster, Detlef 1997: *Niklas Luhmann*. München: Beck.
- Latour, Bruno 2001: *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas 1975: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. In Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 2*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 170–192.
- Luhmann, Niklas 1981: Unverständliche Wissenschaft. Probleme einer theorieeigenen Sprache. In Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung 3*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 170–177.
- Luhmann, Niklas 1990 [1977]: *Funktion der Religion*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Luhmann, Niklas 1995 [1964]: Funktionen und Folgen formaler Organisation. Mit einem Epilog 1994. Berlin: Duncker & Humblot.
- Maye, Harun 2019: Blättern/Zapping. Studien zur Kulturtechnik der Stellenlektüre seit dem 18. Jahrhundert. Zürich: diaphanes.
- Serres, Michel 1987 [1980]: Der Parasit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Star, Susan Leigh 2017: Grenzobjekte und Medienforschung. Bielefeld: transcript.
- Weick, Karl E. 1995: Sensemaking in Organizations. Thousand Oaks, Calif.: Sage.
- White, Harrison C. 1992: Identity and Control. A Structural Theory of Action. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Zanetti, Sandro 2019: Gespensterbelebung. Autorschaft und Autorität. Geschichte der Gegenwart. <https://geschichtedergewenart.ch/gespensterbelebung-autorschaft-und-autoritaet/>, letzter Aufruf am 23. August 2024.

## Autor\*in werden in Zeiten asymmetrischer Ignoranz

Eine Selbstanzeige

*Manuela Boatcă*

Das Schreiben, und damit das Autor\*in werden, beginnt bekanntlich mit dem Lesen. Und doch gestehen Wissenschaftler\*innen gelegentlich ihre Verlegenheit darüber, bestimmte Schlüsselwerke oder kanonische Texte nicht gelesen zu haben – ein Ausdruck von Bescheidenheit, der ihre (sonstige) Kompetenz unterstreichen soll. Da ist zum Beispiel der Soziologe, der nie Webers »Protestantische Ethik« gelesen hat, oder die Philosophin, die sich nie mit Kants »Kritik der reinen Vernunft« befasst hat. Ein gewisser Status im jeweiligen Fach vorausgesetzt, kann aus dieser Bildungslücke eine kreative Tugend werden. Dennoch empfinden viele Wissenschaftler\*innen, die keinen einzigen Text aus ganzen Weltregionen außerhalb des Westens gelesen haben, selten diese Art von Verlegenheit, weil die Kenntnis solcher Werke keinen Standard für Fachkompetenz darstellt. Dieser Mangel an Verlegenheit signalisiert das, was postkoloniale Theoretiker\*innen als sanktionierte Ignoranz einer Theorielite (Spivak 1999: x) bezeichnen oder als asymmetrische Ignoranz zwischen dem europäischen Zentrum der Wissensproduktion und seiner Peripherie in der »Dritten Welt«, die in den Worten von Dipesh Chakrabarty nicht weniger als »the very nature of social science pronouncements« ausmachen:

»For generations now, philosophers and thinkers who shape the nature of social science have produced theories that embrace the entirety of humanity [...] in relative, and sometimes absolute, ignorance of the majority of humankind – that is, those living in non-Western cultures.« »Third-world historians feel a need to refer to works in European history; historians of Europe do not feel any need to reciprocate. [...] This is a gesture, however, that »we« cannot return. We cannot even afford an equality or symmetry of ignorance at this level without taking the risk of appearing »old-fashioned« or »outdated« (Chakrabarty 2000: 29, 28).

In diesem Fall sind die Größenordnungen der Bildungslücken umgekehrt: Man hat nicht einen wichtigen Text verpasst, sondern einen Großteil oder sogar alle Texte. Und man hat damit eine strukturell ungleiche Verteilung der Aufmerksamkeit reproduziert – zu Gunsten der bekannten, zu Ungunsten der verpassten Werke und ihrer Entstehungskontexte (vgl. Boatcă, Parvulescu 2024). Ausgangspunkt dieses Beitrags ist die Überlegung, dass in einem strukturell ungleichen System globaler Wissensproduktion die eigene Autor\*innenschaft erst gegen die asymmetrische Ignoranz durchgesetzt werden muss, bevor man selbst Autor\*in werden kann. Diese Überlegung wird im Folgenden auf die Frage der Selbstpositionierung der Soziologie innerhalb der intellektuellen Arbeitsteilung in den Sozial- und Geisteswissenschaften sowie auf meine eigene Positionierung im deutschen und internationalen Wissenschaftssystem bezogen.

Dass die sich Ende des 19. Jahrhunderts herausbildende akademische Arbeitsteilung Disziplinen hervorbrachte, in denen die westliche Welt sowohl Sprechsubjekt als auch Studienobjekt war, wird mindestens so lange international diskutiert, wie die asymmetrische Ignoranz. Bereits 1996 arbeitete die Gulbenkian Kommission in ihrem Bericht »Öffnet die Sozialwissenschaften« heraus, dass in dieser arbeitsteiligen Logik seit dem 19. Jahrhundert der Soziologie als selbstdefinierter Wissenschaft moderner Gesellschaften die Ethnologie und die Orientalistik gegenüberstanden (vgl. Wallerstein et al. 1996). Letztere hatten die Aufgabe, zu erklären, warum der »Nicht-Westen« nicht modern war oder es nicht werden konnte, (vgl. Boatcă, Costa 2010: 69). Damit war zum einen die Soziologie theoretisch und empirisch an ihrem historischen und sozio-ökonomischen Entstehungskontext, der westeuropäischen Industriegesellschaft, gekoppelt (vgl. Kreckel 2006). Zum anderen war gleichzeitig die soziologische Autor\*innenschaft vom »Nicht-Westen« – Europas und der Welt – dauerhaft entkoppelt.

In ihren Darstellungen der kapitalistischen Moderne blendete die Soziologie allmählich Prozesse aus, die mit nicht-westeuropäischen Standorten

verbunden waren – von den besonderen historischen Umständen der europäischen kolonialen Expansion in den Amerikas über die koloniale und imperiale Eroberung der außereuropäischen Welt bis hin zu den Auswirkungen der versklavten Plantagenarbeit auf die Entwicklung der westlichen Gesellschaften (vgl. Wallerstein et al. 1996; Randeria 1999; Patel 2006). Die Verankerung zentraler sozialwissenschaftlicher Theorie- und Forschungsfelder in den erkenntnistheoretischen Prämissen des westeuropäischen Kontexts produzierte so systematisch eine klinisch verklärte Version des modernen »Europas« oder was Chakrabarty »hyperreales Europa« nennt – »a Europe constructed by the tales that both imperialism and nationalism have told the colonized« (Chakrabarty 2000: 40). Darin kamen nicht nur koloniale Gewalt, Völkermord und Plünderung nicht vor, sondern auch keine Erfahrungen der »Mehrheitswelt« (Connell 2007) – der Millionen von Menschen, die jahrhundertlang zum Nutzen westeuropäischer Institutionen wie der katholischen Kirche, von Konzernen wie der britischen oder der niederländischen Ostindien-Kompanie oder aller europäischen Staaten, die um die territoriale Kontrolle in Übersee wetteiferten, gewaltsam ausgebeutet oder über Kontinente hinweg zwangstransportiert wurden. Aus dieser vorherrschenden Vorstellung von Europa – als Subjekt wie als Objekt der Soziologie – fehlte auch die freiwillige Auswanderung von bis zu fünfzig Millionen Europäer\*innen in die Amerikas zwischen 1840 und 1930 (vgl. Therborn 1995: 40; Trouillot 2003: 31). Zu dem Zeitpunkt, als Marx und Engels, ausgehend vom britischen Kontext, den Klassenkampf als *den* Hauptkonflikt der europäischen, modernen bürgerlichen Gesellschaft identifizierten, und die Proletarisierung als deren Ergebnis (vgl. Marx, Engels 1977), begann für zwölf Prozent der Bevölkerung des Kontinents – und für nicht weniger als fünfzig Prozent der Bevölkerung Großbritanniens – die Auswanderung in die europäischen Kolonien in den Amerikas und damit ein Ausweg aus der Armut. Die massive Auswanderung und der Rückgang der ethnischen Diversität in Europa bis in die 1950er Jahre durch Nationenbildung, Vertreibungen und Wellen ethnischer Säuberungen sorgten allmählich dafür, dass Prozesse kollektiver Organisation und sozialer Schichtung eher in Form von Klasseninteressen und Klassenkonflikten als in Form ethnischer oder rassischer Zugehörigkeit theoretisiert wurden (vgl. Boatcă 2014; 2015).

Besonders aufschlussreich im Zusammenhang mit der system(at)ischen Anbindung der Soziologie an die ausschließlich als westlich definierte Moderne ist die Tatsache, dass nach der Jahrtausendwende in einem Symposium des *European Journal of Social Theory* die globale Reichweite der Soziologie als

ein neues Phänomen des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts diskutiert wurde (vgl. Caillé 2007: 182). Prominente westeuropäische und U.S.-amerikanische Soziologen verbanden damit die Vorstellung, dass die Soziologie in den kolonisierten und totalitären Ländern so lange fehlte, bis die Unabhängigkeit oder die Demokratisierung es diesen ermöglichte, endlich zu Empfänger\*innen des in Westeuropa und den USA produzierten – und von dort aus verbreiteten – soziologischen Denkens zu werden. Aus einer solchen Perspektive asymmetrischer Ignoranz war es in dem besagten Heft möglich, Lateinamerika als passive Empfänger\*in westlicher Sozialtheorie zu betrachten, und als eine Region, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann, eigene soziologische Werke zu produzieren (vgl. Touraine 2007: 186). Soziologische Autor\*innenschaft erschien damit als Errungenschaft nachholender Modernisierung. Wie viel soziologische Autor\*innenschaft lateinamerikanischer Provenienz, die schon seit langem wichtige Beiträge zu verschiedenen Strängen soziologischen Denkens geleistet hat, durch diese und ähnliche Ausschlüsse buchstäblich aus-der-Welt geschafft wird, wurde kürzlich in der SOZIOLOGIE anhand der Wissensproduktion und -rezeption lateinamerikanischer und karibischer soziologischer Werke exemplarisch gezeigt (vgl. Oettler, Ruvituso, Santos 2024). Diese Art von Verunmöglichung von Autor\*innenschaft durch die Entkoppelung der soziologischen Wissensproduktion von nicht-westlichen Gesellschaften wird anhand eines – passender Weise oft in Lateinamerika verwendeten – Verbs besonders deutlich: »ningunear« – Spanisch für »übergehen« oder »nicht in Betracht ziehen«, wörtlich zu übersetzen mit »zur Nichtperson erklären«.

Doch auch das Wissen über europäische Kontexte wie den Osten Europas fällt in den Bereich der asymmetrischen Ignoranz, wie ein zweiteiliges Symposium in der SOZIOLOGIE 2023 kürzlich gezeigt hat (Worschech, Kobablyova, Langenohl 2023; Büttner et al. 2023). Im Gegensatz zum peripheren »Orient«, der als ein unvollständiges Anderes Europas und als Ort der Barbarei, Irrationalität und Mystizismus konstruiert wurde, hat die Semiperipherie im Osten Europas – die mit vielen der Attribute ausgestattet ist, die in die Konstruktion des weißen, christlichen, westeuropäischen Selbst eingegangen sind – in der westlichen Imagination die Rolle von Europas unvollständigem Selbst eingenommen. Mit Maria Todorova gesprochen operierte der Osten Europas im westeuropäischen akademischen Diskurs »als ein Repositorium negativer Eigenschaften, gegen die ein positives und selbstherrliches Bild von Europa und dem »Westen« konstruiert wurde« (Todorova 2003: 235). Die geografische Nähe zu Asien und das Erbe der

osmanischen Herrschaft ließen zudem vor allem den Balkan als Zwischenstadium zwischen Orient und Okzident erscheinen, der deshalb als halbentwickelt, semikolonial, semizivilisiert oder halborientalisch galt. Dass die Zuschreibung dieses Übergangscharakters nach wie vor angewandt und auch für die soziologische Wissensproduktion gilt, verdeutlicht die nach 1990 lange Zeit vorherrschende Gleichsetzung der Soziologie »Osteuropas« mit der Transformationsforschung. Verstanden als eine Reihe »Aufholprozesse unterentwickelter Gesellschaften« mit dem Ziel, »die moderne Gesellschaft mit politischer Demokratie, Marktwirtschaft und Wohlstand der breiten Bevölkerung« (Zapf 1996: 169) zu erreichen, war Transformation explizit als nachholende Modernisierung eines »anderen« Europa gedacht (vgl. Langenohl 2023). Angesichts der anhaltenden Unterrepräsentation des europäischen Ostens in Publikationen, Forschungsthemen und Denominationen von Professuren sowie der weitaus geringeren Berücksichtigung sozialer Fragen anderer Kontinente und Regionen hierzulande, mahnte Klaus Schlichte im SOZIOLOGIE-Symposium, hätten »die deutschen Sozialwissenschaften ihre eigene Globalisierung noch vor sich« (2023: 416).

Auch international wird die »Mehrheitswelt« kaum angemessen repräsentiert. Dies hängt zwar mit der global asymmetrischen Ignoranz zusammen, erschöpft sich aber darin nicht. Primärtexte nicht gelesen zu haben, die Geschichte nicht zu kennen und sich vor allem nicht mit den in den Sprachen der peripheren und semiperipheren Weltregionen verfassten Theorien zu beschäftigen, erscheinen als legitime Optionen in einer kolonial und imperial untermauerten Arbeitsteilung innerhalb des Wissenschaftssystems. Auf der einen Seite wird der theorieproduzierenden Metropole, die vor allem mit dem globalen Norden assoziiert wird, zugeschrieben, die Wissenschaft, die Begriffe und Methoden, den literarischen und sozialwissenschaftlichen Kanon sowie eine adäquate Geschichtsschreibung hervorgebracht zu haben. Auf der anderen Seite wird die Peripherie auf ihre Rolle als Datenquelle und Repositorium für Mythen, Folklore und indigene Kunst reduziert, aus der sich weder Konzepte noch kanonische Literatur ableiten lassen. Auch ist Wissenschaftspolitik zu oft einem Theoriekanon in einer oder zwei Sprachen verpflichtet, was in der internationalen Verteilung von Wissensproduktion begründet ist (vgl. Connell 2007; Keim et al. 2014, Schlichte 2023). Angemessen repräsentiert zu werden, ist jedoch nur ein Teil der Lösung dieser ungleichen Aufmerksamkeitsökonomie. Wenn Edward Said (1978), in Anlehnung an Marx' 18. Brumaire, seiner Orientalismus-Studie das Zitat vor-

anstellt »Sie können sich nicht selbst vertreten, sie müssen vertreten werden«, wirft er indirekt die Frage der Autor\*innenschaft auf. Wer bekommt in einem ungleich strukturierten Wissenschaftssystem eine Stimme? In Anlehnung an Gramscis Begriff des Subalternen formulierte Gayatri Spivak 1988 in dem Titel ihres berühmten Aufsatzes dies als zunächst offene Frage: »Can the subaltern speak?«. Auf den deutschen Sprachraum – und auch auf weiblich gelesene Autor\*innenschaft – wurde diese Frage bereits vor über zwanzig Jahren in dem von Encarnación Gutiérrez Rodríguez und Hito Steyerl (2003) herausgegebenen Sammelband »Spricht die Subalterne deutsch?« übertragen. Die Frage, die der Sammelband zu beantworten suchte – Lässt sich postkoloniale Kritik auf den deutschen Kontext übertragen? – bekam darin unterschiedliche Antworten. Doch die Tatsache, dass dabei ausschließlich migrantische und rassifizierte Autor\*innen zum deutschen Kontext befragt wurden, signalisierte bereits eine Wende in den Möglichkeiten sozialwissenschaftlicher Autor\*innenschaft, die seitdem zwar langsam, aber spürbar auch eingetreten ist. Für eine ganze Generation von Sozialwissenschaftler\*innen, die ihren Platz im deutschen Wissenschaftssystem such(t)en, wie auch für meine eigene Autor\*innenschaft und soziologische Stimme – kam diese Wende wie gerufen.

### Positionalität als Selbstverortung

Als rumänische Wissenschaftlerin in Deutschland denke und schreibe ich ebenfalls seit gut zwanzig Jahren von der Grenze zwischen Westeuropa und seinem Anderen her – dem, was zu verschiedenen Zeiten in der Geschichte als »Osteuropa« definiert wurde und oft immer noch auf ein epigonales Anderes darin reduziert wird. Mein Ansatz ist, wie alle anderen, geopolitisch, intellektuell und epistemisch situiert. Meine eigene Positionierung als migrantische Wissenschaftlerin in der deutschen Soziologie zu artikulieren, habe ich jedoch erst spät als notwendigen Schritt hin zu meiner eigenen soziologischen Stimme begriffen.

Aufgewachsen bin ich in Bukarest in einer weißen rumänischen Mittelsstandsfamilie im letzten Jahrzehnt des Ceausescu-Regimes. Meine Eltern, Lehrende der rumänischen Sprache und Literatur und Liebhabende von Grammatik und Geschichte, kamen beide aus der Moldau, dem Nordosten des heutigen Rumäniens. Sie hatten vor 1989 nicht viele Gelegenheiten, ins Ausland zu reisen. Aber sie haben sich sehr dafür eingesetzt, dass ich – im

Gegensatz zu ihnen, die gezwungen wurden, Russisch zu lernen, bevor sie mit dem Studium der rumänischen Sprache und Literatur beginnen konnten – von klein auf westliche Sprachen lernen konnte, vor allem Englisch und Französisch. Ihre Entscheidung war also implizit eine Entscheidung *gegen* die Auferlegung der sowjetischen Bildung, die das Europa des Staatssozialismus ein halbes Jahrhundert lang geprägt hatte, und *für* den Zugang zum kulturellen Kapital Westeuropas in der anhaltenden Geopolitik des Wissens zwischen Ost und West. An der Universität Bukarest entschied ich mich 1993 für ein Studium der Anglistik und Germanistik mit Spanisch als Wahlfach und blieb damit fest in einem westeuropäischen Rahmen. Mehr als Sprachen und fremde Literaturen um ihrer selbst willen interessierten mich jedoch die Muster sozialer Ungleichheit, die in den Romanen, die ich las, durchschienen, und die Machtstrukturen, die die Sprachen, die wir studierten, durchzogen, und die mir ein Kurs in Soziolinguistik offenbart hatte. Deshalb bin ich nach Abschluss meines Philologiestudiums in Bukarest nach Deutschland gegangen, um Soziologie zu studieren – im Master, wie ich dachte, aber das gab es 1998 in Deutschland noch nicht. So wurde daraus eine Promotion in Soziologie mit den Nebenfächern Neuere deutsche Literatur und Amerikanistik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Plötzlich wurde mein abstraktes Interesse an sozialen Differenzen und Ungleichheiten zu einer gelebten Erfahrung. Ich war damit aufgewachsen, mich als Europäerin zu verstehen. Und ich hatte während meiner Kindheit in der Innenstadt von Bukarest das Privileg, nicht darüber nachdenken zu müssen, ob ich weiß bin, auch weil rassifizierte Unterschiede vom staatssozialistischen Regime ausgeblendet wurden. Als ich in den Jahren vor der sogenannten »Osterweiterung« der Europäischen Union nach Deutschland migrierte, erlebte ich, wie das Europäischsein verschiedener Bevölkerungsgruppen allmählich auf die Unionsbürgerschaft reduziert und das Weißsein der Ost- und Südeuropäer\*innen zunehmend in Frage gestellt wurde. Auf einmal war es nicht mehr klar, ob ich in Deutschland wirklich weiß war – und Bürgerin meines neuen Aufenthaltslandes war ich erst recht nicht. Die Schwierigkeiten, die sich aus der Schreibweise meines Nachnamens im Ausland ergaben, und die Unannehmlichkeiten, die mein rumänischer Pass sowohl den Grenzbehörden als auch mir selbst auf Reisen immer wieder bereitete, machten mir deutlich, wie wenig europäisch ich im damaligen westeuropäischen Kontext war. Ich brauchte einige Jahre und einen Dokortitel in Soziologie, um zu begreifen, dass ich eigentlich migriert war und in Deutschland bleiben würde. Aber ich hatte noch keinen analytischen Rahmen, um diese neuen Bedeutungen



zu erfassen. Die deutsche Soziologie der 1990er Jahre bot wenig Raum für eine kritische Auseinandersetzung mit Fragen von transnationaler Migration, Rassifizierung und Ausgrenzung. Die deutsche Kolonialgeschichte wurde im Vergleich zu anderen europäischen Ländern als unbedeutend in Umfang und Dauer angesehen und weit weniger diskutiert als die nationalsozialistische Vergangenheit. Postkoloniale Perspektiven wurden in der Soziologie nur ansatzweise artikuliert, blieben aber weitgehend marginal oder wurden in die Anthropologie verwiesen. Bei einem Forschungsaufenthalt in den USA kurz vor dem 11. September lernte ich die Analyse des modernen Weltsystems und die lateinamerikanische dekoloniale Perspektive kennen. In beiden Ansätzen waren die Erfahrungen der Peripherie und die globalen strukturellen Abhängigkeiten sofort präsent – ebenso wie ihre Marginalisierung in den herrschenden Gesellschaftstheorien. Der Staatssozialismus, in dem ich aufgewachsen war und den die Weltsystemanalyse als politische Strategie der semiperipheren Staaten Osteuropas definierte, die ihren ökonomischen Abstieg in die Peripherie verhindern und gleichzeitig ihre Teilhabe am kapitalistischen Weltsystem sicherstellen sollte, hatte in meinen Augen endlich eine plausible globale Logik erhalten. Die Geschichte war wohl doch noch lange nicht zu Ende – auch wenn Francis Fukuyama dies 1991 verkündete (und 2019 dementierte).

Meine Dissertation über Theorien des sozialen Wandels im Rumänien des 19. Jahrhunderts nach der Unabhängigkeit vom Osmanischen Reich und ihre Wahlverwandtschaft mit lateinamerikanischen Dependenztheorien und der Weltsystemanalyse (vgl. Boatcă 2003) passte bestenfalls schlecht in die damalige deutsche Soziologie. Sie war meine erste Veröffentlichung in Deutschland, erschienen im selben Jahr, wie der oben erwähnte Band »Spricht die Subalterne deutsch?«. Ich hatte sie aber auf Englisch verfasst, damit sie sowohl in Rumänien, dessen Realitäten sie behandelte, als auch in den USA und Lateinamerika, deren Theorieproduktion sie aufgriff, gelesen werden konnte. In englischer Sprache von einem deutschen Verlag veröffentlicht und mit historischen Debatten in einem osteuropäischen Land befasst, war die Arbeit hierzulande nur für eine Handvoll Spezialist\*innen interessant, die zumeist aus anderen Disziplinen – Geschichtswissenschaft, Regionalstudien, Internationale Beziehungen – kamen. Aus Sicht der (wenigen) Osteuropa-Institute in Westeuropa war sie zu wenig repräsentativ für die Region, weil sie sich auf Rumänien konzentrierte, ein Land, das sprachlich vom slawischen Block abwich, sich während des staatssozialistischen Regimes politisch von Moskau distanziert hatte und auch in religiöser Hinsicht kein

regionales Modell durchgesetzt hatte. Und ich, die ich sorgfältig in westlichen Sprachen erzogen worden war, sprach kein Russisch. Ich wurde zwar damals von einem auf Kulturosoziologie spezialisierten deutschen Professor gefragt, ob Rumänisch keine slawische Sprache sei – weil ein Aufsatz von mir über osteuropäische und lateinamerikanische Theorien der Moderne sehr viele Sonderzeichen enthielt und die Druckfahne deshalb zahlreiche Korrekturen benötigte. Dieser asymmetrischen Ignoranz zum Trotz sprach ich leider gar keine slawischen Sprachen.

Dafür sprach ich Spanisch. Die Spanischkenntnisse, die ich während meines Studiums in Bukarest erworben hatte, erleichterten mir den Zugang zu den Dependenztheorien und der dekolonialen Perspektive, die beide hauptsächlich von lateinamerikanischen Autor\*innen entwickelt und nur unzureichend ins Englische oder Deutsche übersetzt worden waren. Sie wurden so zu einer notwendigen Forschungskompetenz. Eine Konferenz in Brasilien im Jahr 2005, auf der ich naiv gehofft hatte, noch etwas von dem zu finden, was an den Geist der Dependenztheorien der 1960er und 1970er Jahre erinnerte, öffnete mir die Augen für den allgegenwärtigen Eurozentrismus, der lange Zeit das soziologische Wissen in der Region beherrscht hatte und jede Spur von Kontinuität mit der Tradition der Dependenztheorien zu verwischen drohte. Sie ebnete auch den Weg für meinen Forschungs- und Lehraufenthalt in Rio de Janeiro in den Jahren 2007 und 2008, während dessen ich gemeinsam mit brasilianischen Kolleg\*innen eine Tagung veranstaltete, die einen Dialog mit Vertreter\*innen der dekolonialen Perspektive aus Lateinamerika und dessen U.S.-amerikanischen Diaspora in Gang setzen sollte. Und so wurde ich, anstatt den Weg der »Osteuropa«-Studien einzuschlagen, mehr oder weniger bewusst zur »Lateinamerikanistin«.

Damit war aber gleichzeitig meine soziologische Autor\*innenschaft ins Wanken geraten. Sind Regionalwissenschaftler\*innen noch »vom Fach«? Von 2010 bis 2015 war ich am Institut für Lateinamerika-Studien der Freien Universität Berlin tätig – zunächst als wissenschaftliche Mitarbeiterin, dann als Research Fellow in einem Forschungsprojekt, und schließlich als befristet beschäftigte Professorin für die Soziologie globaler Ungleichheiten. Auf die Denomination der Professur musste ich eine Weile bestehen, weil sie ursprünglich gar kein Fach, sondern nur den Schwerpunkt auf Lateinamerika vorsah, und ich die Chance schwinden sah, mich langfristig als Soziologin mit anderen geographischen Räumen und ihren globalen Verflechtungen zu beschäftigen. Meine zweite Monografie, ursprünglich als Habilitationsschrift geplant, widmete sich deshalb gar keiner Region –

um meine soziologische Autor\*innenschaft in den Augen potentieller Arbeitgeber\*innen nicht noch weiter zu provinzialisieren –, sondern der Soziologie globaler Ungleichheiten ausgehend von einer post- und dekolonialen Kritik kanonischer Soziologen (vgl. Boatcă 2015). Und angesichts der Unsicherheit, mit globalen und relationalen Perspektiven eine berufliche Zukunft in Deutschland zu haben, hatte ich sie wieder auf Englisch verfasst. Dass meine Publikationen auf Spanisch oder Portugiesisch beruflich weder etwas »zählen« noch als international gelten würden, wusste ich bereits. Eine Stelle ohne räumliche Festlegung auf eine bestimmte Region, sei es durch Geburt oder Wahl, hatte ich formell erst 2015 mit der Berufung auf meine jetzige Professur für Soziologie, verbunden mit der Leitung des Global Studies Programms an der Universität Freiburg inne. Globale Verflechtungen wurden endlich zum offiziellen und damit legitimen Schwerpunkt meiner Lehre und Forschung. Eine Sammlung meiner englischsprachigen Aufsätze zu Lateinamerika und Osteuropa in Korrelation veröffentlichte ich dennoch bisher nur auf Rumänisch, da ich das Interesse für eine relationale Perspektive auf zwei nicht-westliche Regionen in Deutschland als verschwindend gering einschätzte (vgl. Boatcă 2020). Dafür erlaubte mir die berufliche Sicherheit, soziologische Autor\*innenschaft wieder als Migration zwischen und Verbindung von Räumen und Disziplinen zu definieren. Meine neue Monografie mit Anca Parvulescu, die wie ich aus Rumänien stammt, aber in den USA Professorin für Anglistik und vergleichende Literaturwissenschaft ist, nimmt sich aus soziologischer und literaturwissenschaftlicher Perspektive der historischen Region Siebenbürgen an, um der Frage nach der Modernität ländlicher, nicht national organisierter Räume in einem kolonialen Weltsystem nachzugehen, das im Osten Europas lange Zeit noch interimperial geprägt war. Wir verstanden das Buch – und uns selbst als seine Autorinnen – als Symptome der Globalisierung von Wissenschaft, die sich kleinen, peripheren Orten und Literaturen widmet. Unsere eigenen Positionen innerhalb der Institutionen, die Wissensproduktion vermitteln, haben es uns manchmal einfacher gemacht, einen siebenbürgischen Text aus dem 19. Jahrhundert durch das Fernleihsystem einer US-Bibliothek zu finden, als vor Ort Zugang dazu zu erhalten. Auch die Forschungsförderung, die wir dafür in Anspruch nahmen, ist für Wissenschaftler\*innen, die in den USA und Deutschland ihren Lebensmittelpunkt haben, leichter zugänglich als für diejenigen in Rumänien oder Ungarn. Das Buch haben wir zwar auch auf Englisch verfasst, doch ist es nun auch ins Rumänische und Deutsche übersetzt worden (vgl.

Parvulescu, Boatcă 2022, 2024; Boatcă, Parvulescu 2024). Dem Antrag auf Übersetzungsgelder für die deutsche Version mussten wir aber eine Erklärung darüber beifügen, warum eine Publikation in englischer Sprache unbedingt ins Deutsche übersetzt werden soll, da Englisch heute die gängige Fachsprache sei.

So war meine soziologische Praxis durchdrungen von einer langen Suche nach einer migrantischen Identität, einer theoretischen Zugehörigkeit, einer eigenen politischen Position und einer intellektuellen »Heimat«, in die ich mehrere Regionen, Epochen und Welten einordnen könnte. Und dabei hatte sie eigene blinde Flecken: Mein Ausgangspunkt für eine Kritik des konventionellen Verständnisses von Europa, die semiperiphere osteuropäische Perspektive, diente eine Zeitlang auch dazu, andere mögliche Ausgangspunkte zu verdecken, und produzierte somit seine eigenen Auslassungen: Während ich auf die Vielfalt ungleicher Europas vom östlichen Teil des Kontinents aus hinwies, ließ auch ich die verbleibenden kolonialen Besitztümer europäischer Staaten – von Guadeloupe, Martinique und Curaçao in der Karibik bis Mayotte im Indischen Ozean – unerwähnt und war somit mitschuldig an ihrer Invisibilisierung im Europa-Diskurs. Erst durch die Analyse der Relationalität der Produktion sowohl des semiperipheren, epigonalen Osteuropas als auch des peripheren, vergessenen Europas als minderwertiges Anderes ergab sich ein stimmiges Ganzes (vgl. Boatcă 2018). Diesen langen Weg zur eigenen Autor\*innenschaft in einem Fach auf prekären Stellen navigieren zu müssen, wie es im deutschen Wissenschaftssystem immer noch üblich ist, macht jedoch die Findung der eigenen Stimme und die selbstbestimmte Definition der Autor\*innenschaft in Zeiten asymmetrischer Ignoranz besonders schwierig. Ob Findung und Selbstdefinition letztendlich gelingen, sollte deshalb nicht vom beruflichen Stand (im Weberschen Sinne) abhängen. Die noch anstehende Internationalisierung der (Sozial)-Wissenschaften hierzulande, zu der die hier skizzierte relationale Perspektive auf (semi)periphere Räume gehört, muss auch mit der längst überfälligen Einführung internationaler Standards wissenschaftlicher Karriereplanung einhergehen.

## Literatur

- Boatcă, Manuela 2003: *From Neoevolutionism to World-Systems Analysis*. Opladen: Leske und Budrich.
- Boatcă, Manuela 2014: *Inequalities Unbound. Transregional Entanglements and the Creolization of Europe*. In Sabine Broeck / Carsten Junker (eds.), *Postcoloniality Decoloniality-Black Critique: Joints and Fissures*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 211–230.
- Boatcă, Manuela 2015: *Global Inequalities beyond Occidentalism*. Farnham, Surrey: Ashgate.
- Boatcă, Manuela 2019: *Forgotten Europes: Rethinking regional entanglements from the Caribbean*. In Heriberto Cairo / Breno Bringel (eds.), *Critical Geopolitics and Regional (Re)Configurations*. Abingdon: Routledge, 96–116.
- Boatcă, Manuela 2020: *Laboratoare ale modernității. Europa de Est și America Latină în (co)relație*, Cluj: IDEA.
- Boatcă, Manuela / Parvulescu, Anca 2024: *Die Kreolisierung der Moderne: Siebenbürgen zwischen Kolonialität und Interimperialität*, Bielefeld: transcript Verlag.
- Boatcă, Manuela / Costa, Sérgio 2010: *Postkoloniale Soziologie: ein Programm*. In Julia Reuter / Paula-Irene Villa (Hg.), *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*. Bielefeld: transcript Verlag, 69–90.
- Büttner, Sebastian M. / Schlichte, Klaus / Martsenyuk, Tamara / Moser, Evelyn / Worschech, Susann 2023: *Symposion: Soziologische Perspektiven zu Osteuropa, Teil 2. SOZIOLOGIE, 52. Jg., Heft 4, 403–461*.
- Caillé, Alain 2007: *Introduction to Symposium, European Journal of Social Theory, vol. 10, no. 2, 179–183*.
- Chakrabarty, Dipesh 2000: *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Connell, Raewyn 2007: *Southern Theory: The Global Dynamics of Knowledge in Social Science*. Cambridge: Polity Press.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación / Steyerl, Hito (Hg.) 2003: *Spricht die Subalterne deutsch? Münster: Unrast Verlag*.
- Keim, Wiebke / Çelik, Ercüment / Ersche, Christian / Wöhrer, Veronika (eds.) 2014: *Global Knowledge Production in the Social Sciences: Made in Circulation*. Farnham: Ashgate.
- Kreckel, Reinhard 2006: *Soziologie der sozialen Ungleichheit im globalen Kontext. Der Hallesche Graureiher: Forschungsberichte des Instituts für Soziologie, 2006-4, Universität Halle-Wittenberg. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-408267>*.
- Langenohl, Andreas 2023: *Die Gegenwart des östlichen Europa, SOZIOLOGIE, 52. Jg., Heft 3, 320–329*.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich 1977 [1848]: *Manifest der Kommunistischen Partei. Marx-Engels-Werke Band 4, Berlin: Dietz Verlag, 459–493*.

- Oettler, Anika / Ruvituso, Clara / Santos, Fabio 2024: Dekolonisierung als Dekanonisierung? Zur Ortsbestimmung Lateinamerikas und der Karibik in der soziologischen Wissensproduktion und -rezeption. *SOZIOLOGIE*, 53. Jg., Heft 3, 305–319.
- Parvulescu, Anca / Boatcă, Manuela 2022: *Creolizing the Modern. Transylvania Across Empires*. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Parvulescu, Anca / Boatcă, Manuela 2024: *Creolizarea modernului. Transilvania la răscrucea imperiilor*. Editura ULBS.
- Patel, Sujata 2006: Beyond Binaries: A Case for Self-Reflexive Sociologies. *Current Sociology*, vol. 54, no. 3, 381–395.
- Randeria, Shalini 1999: Geteilte Geschichte und verwobene Moderne. In Jörn Rüsen (Hg.), *Zukunftsentwürfe: Ideen für eine Kultur der Veränderung*. Frankfurt am Main: Campus, 87–96.
- Said, Edward 1978: *Orientalism*. New York: Vintage.
- Schlichte, Klaus 2023: Indien gibt es nicht. Die Vernachlässigung Osteuropas steht für ein größeres Problem der deutschen Sozialwissenschaften, *SOZIOLOGIE*, 52. Jg., Heft 4, 415–424.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1988: Can the Subaltern speak? In Cary Nelson / Lawrence Grossberg (eds.), *Marxism and the Interpretation of Culture*. University of Illinois Press: Urbana, 271–313.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 1999: *A Critique of Postcolonial Reason: Toward a History of the Vanishing Present*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Therborn, Göran 1995: *European Modernity and Beyond. The Trajectory of European Societies, 1945–2000*. London: Sage.
- Todorova, Maria 2003: Historische Vermächtnisse als Analysekategorie. In Karl Kaser / Dagmar Gramshammer-Hohl / Robert Tichler (Hg.), *Der Fall Südosteuropa. Europa und die Grenzen im Kopf*. Klagenfurt: Wieser, 221–46.
- Touraine, Alain 2007: *Sociology after Sociology*. *European Journal of Social Theory*, vol. 10, no. 2, 184–193.
- Trouillot, Michel-Rolph 2003: *Global Transformations: Anthropology and the Modern World*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Wallerstein, Immanuel et al. 1996: *Open the Social Sciences: Report of the Gulbenkian Commission on the Restructuring of the Social Sciences*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Worschech, Susann / Korablyova, Valeria / Langenohl, Andreas 2023: Symposium: Soziologische Perspektiven zu Osteuropa, Teil 1. *SOZIOLOGIE*, 52. Jg., Heft 3, 302–329.
- Zapf, Wolfgang 1996: Modernisierungstheorien in der Transformationsforschung. In Klaus von Beyme / Claus Offe (Hg.), *Politische Theorien in der Ära der Transformation*. *Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 26*, 169–181.

## Im Text

*Dirk Baecker*

Kein Text kann davon absehen, dass er geschrieben werden muss. In der Wissenschaft hat man sich angewöhnt, vom Text ebenso abzusehen wie vom Autor, so als spräche die Sache von sich selbst. Allenfalls Eigenheiten der Sprache fallen auf und werden ab und an unter die Lupe genommen (Neidhardt 2015). Doch wenn schon der aristotelische Logos von der Unterstellung lebt, man könne in der Form einer Aussage etwas von der Substanz einer Sache aufgrund ihrer selbst aussagen (Weiner 2016), muss man sich die Textstruktur dieser Aussagen genauer anschauen. Dann ist nicht zu übersehen, dass Texte und Autoren zwar nichts anderes tun, als Unterscheidungen zu treffen, jedoch bestimmte Unterscheidungen strategisch eben *nicht* treffen. Man will nicht wissen, wie sich der Text zum Kontext und der Autor zu seiner Wirklichkeit verhalten. Stattdessen hält man diese Unterscheidungen in Reserve. Sie liegen bereit, um von einer Aussage auf einen Text und seinen Autor immer dann zu schließen, wenn einem die Aussage nicht passt. Damit geraten der Text und sein Autor in den blinden Fleck. Die Denunziation hilft nicht, um das komplizierte Verhältnis von Text, Autor und Wirklichkeit zu entziffern.

Wenn die Devise »il n’y a pas de hors-texte« nach wie vor Gültigkeit hat, die davor warnt, zu schnell vom Text auf seine Referenz zu schließen (Derrida 1967: 227), muss es statt der »objektivierenden« Ausblendung des Textes und seines Autors und statt der »subjektivierenden« Wiedereinblendung zugunsten ihrer Denunziation darum gehen, den Text und seinen Autor als Teil jener Wirklichkeit zu begreifen, die sie beschreiben. Es darf, mit anderen Worten, keine Hierarchie geben zwischen jenen Unterscheidungen, erstens, die der Text bezüglich seiner Sachverhalte trifft, jenen Unterscheidungen, zweitens, mit denen der Autor sich inszeniert oder auch seine Absichten dissimuliert, und jenen Unterscheidungen, drittens, die den Text und seinen Autor als solche im Feld der Wirklichkeit markieren. Jede dieser Unterscheidungen ist Teil eines Gewebes, in dem und mit dem sich Wirklichkeit produziert und reproduziert.

Werden damit alle Katzen grau? Ich habe im Gegenteil den Eindruck, dass mit dieser Flächigkeit ein Ausgangspunkt gefunden wird, um jene »post-artifiziellen« Texte zu würdigen, von denen Hannes Bajohr (2023) spricht, weil sie diejenigen Texte sind, die unserem »digitalen« Zeitalter entsprechen. Artifizielle Texte sind Texte, die ihren Gegenstand markieren und sich selbst

und ihren Autor unmarkiert lassen. Sie sind, mit einer paradoxen Wendung des Begriffs, »artifizuell, weil sie ihre wichtigste Eigenschaft, *gemacht* zu sein, verbergen. Postartifizuelle Texte hingegen haben dies nicht nötig. Sie lassen ihre Markierungen wandern, vom Text über den Paratext zum Kontext und wieder zurück zu einem Autor, wenn sie noch einen haben. Sie asymmetrisieren nicht zugunsten eines Gegenstands, von dem sie feiern, dass und wie sie ihn zu fassen bekommen haben, sei es literarisch oder wissenschaftlich. Sondern sie symmetrisieren ihr Verhältnis zur Wirklichkeit, indem sie sich selbst als eine Wirklichkeit disponieren, der man sich so oder anders nähern kann.

Postartifizuelle Texte sind tendenziell unmarkiert und deswegen tendenziell autorlos. Sie können auf einen Autor verzichten, der in artifiziellen Texten nichts anderes zu tun hat, als sein eigenes Verschwinden zu inszenieren. »Nicht nur Straßenschilder, sondern auch Blogbeiträge, nicht nur Wettermeldungen, sondern auch Informationsbroschüren, die Diskussion von Netflix-Serien und sogar ganze Zeitungsartikel wären in Zukunft tendenziell unmarkiert, autorlos«, schreibt Bajohr (2023: 52) und empfiehlt den Begriff des »boutique writing« für Texte, die nicht darauf verzichten wollen, handgemacht (*à la Manufactum*) zu sein (ebd.: 54), das heißt eine Signatur nicht nur zu haben, sondern für sie zu stehen.

Eine Reflexion dieser Art verdankt sich der Frage, was aus Texten wird, wenn sie von einer synthetischen Intelligenz in einer Qualität produziert werden können, die von Texten, die von Autoren verantwortet werden, kaum noch unterschieden werden kann. Sie verdankt sich aber auch der Beobachtung, dass unsere Wirklichkeit auch ohne das Zutun einer synthetischen Intelligenz mit Texten durchwirkt ist, deren Quelle und Autor keine Rolle spielen und deren Objektivität keine Frage ist, weil es in der Regel unnötig ist, ihnen im Zweifel Subjektivität zu unterstellen.<sup>1</sup> Nichtbeachtung genügt.

Versteht man soziologische Texte in diesem Sinne als Gebrauchstexte und ihre Autoren als Dienstleister, als Wissensarbeiter (Drucker 1957: 67)<sup>2</sup> eben als Texter, kann man die Frage aufwerfen, worin sich spezifisch soziologische Texte von anderen unterscheiden. Was können – oder besser: machen – soziologische Texter besser – oder: anders – als andere Texter?

Zunächst einmal soll mit dieser Perspektive nicht gelehnet, sondern unterstrichen werden, dass soziologische Texte Gebrauchstexte im Rahmen einer wissenschaftlichen Disziplin sind. Das heißt, sie sind einer bestimmten

1 Ausnahmen bestätigen die Regel, siehe Höge (o.J. und 2018).

2 Vgl. Reich (1991: 177 ff.) über »symbolic analysts«.



Rhetorik unterworfen, die verlangt, dass ihre Argumentation nicht der Logik der Entdeckung, sondern der Logik der Darstellung einer Problemstellung folgt. Am Anfang eines soziologischen Textes steht nicht die vielleicht eher zufällige Entdeckung, die jemand gemacht hat, oder die Einsicht, von der jemand überfallen worden ist, sondern eine Problemstellung, die auf einen Forschungsstand reagiert, eine offene Frage festhält, eine Methode entwirft, sich für einen theoretischen Ansatz entscheidet, das verfügbare Material sichtet beziehungsweise generiert und mit einer offenen Diskussion schließt (Knorr-Cetina 1984: 175 ff., 210 ff.).

Ebenso wenig soll geleugnet werden, dass soziologische Texte Gebrauchstexte im Rahmen der Planung einer universitären Karriere sind. Die Soziologie ist eine Wissenschaft, die primär an Universitäten gelernt und gelehrt wird; man wird nur zu einer Soziologin, wenn man Texte produziert, die von Kollegen, Gutachtern, Kommissionen und Studierenden als soziologische Texte wiedererkannt werden (Stark 2024; vgl. Becker 1988). Umgekehrt weiß man fast nichts über Texte, die von Soziologinnen geschrieben werden, die außerhalb der Universität eine berufliche Anstellung gefunden haben und dort soziologische Expertise bereitstellen, die keinen Eingang in die Fachliteratur findet. Obwohl soziologische Texte sich auf eine Wirklichkeit beziehen, interessiert sich fast niemand dafür, was sie dort tatsächlich anrichten, sobald sie beruflich zum Einsatz kommen. Auf das Defizit akademischer Disziplinen, die zwar auf die Komplexität des Berufslebens und der Themen vorbereiten, die dort zu bearbeiten sind, entsprechende Erfahrungen im Umgang mit dieser Komplexität jedoch nur selten wieder in die Universität zurückholen, hat Herbert A. Simon bereits in den 1960er Jahren hingewiesen (Simon 1996).

Soziologische Texte sind jedoch drittens Gebrauchstexte im Rahmen einer Gesellschaft, die solche Texte zulässt, nahelegt, zuweilen auch zur Kenntnis nimmt und somit ein Gefühl dafür hat, wie sich soziologische Texte von anderen Texten unterscheiden. Die ›Verwissenschaftlichung‹ der Gesellschaft ist seit dem 19. Jahrhundert, seit Henri Saint-Simon und Auguste Comte, nicht nur ein Thema der Soziologie, sondern auch ohne die Beiträge der Soziologie zu den ›sozialen Fragen‹ der Ungleichheit, Armut, Industrialisierung, Urbanisierung und Globalisierung nicht vorstellbar. Aber inwiefern braucht es für diese Fragen soziologische Texte? Warum genügen nicht ökonomische, psychologische und neuerdings geographische und klimatologische Erkenntnisse zu diesen Themen? Erschöpft sich der Gebrauchswert soziologischer Texte, der Blick ihrer Texter, darin, die Perspektive der

Benachteiligten einzunehmen, der Ausbeutung die Ausgebeuteten gegenüberzustellen, institutionelle Blindheiten auszuleuchten, auf übersehene gesellschaftliche Zusammenhänge hinzuweisen und den Selbstlauf von Macht und Herrschaft zu kritisieren? Leistungen dieser Art sind nicht geringzuschätzen, im Gegenteil, aber braucht es dafür einen spezifisch soziologischen Text? Genügen nicht der gesunde Menschenverstand und die alltägliche Bereitschaft zum Widerstand, unterstützt von einer Philosophie der Aufklärung und den passenden Organisationen und sozialen Bewegungen, um Kritik in der Gesellschaft zu verankern? Generieren die Konflikte einer Gesellschaft nicht ihre eigene Art einer inhärenten Soziologie der Gesellschaft (Baecker 2016)?

Soziologische Gebrauchstexte sind nicht schon dann als »soziologisch« ausgewiesen, wenn sie Missstände aufdecken und anprangern, möglicherweise zusätzlich dadurch geadelt, dass sie weder psychologische noch ökonomische, weder politische noch religiöse, weder pädagogische noch ästhetische Abhilfe kennen und nennen. Soziologische Texte sind nicht schon dann soziologisch, wenn sie sich an einen ungenannten Adressaten wenden, der die Klage hört und von dem die Initiative zu einer unerfindlichen Wendung zum Besseren erwartet wird – und auf Nachfrage nicht mehr »Gott«, sondern »die Gesellschaft« nennen.

Soziologische Texte verzichten auf Theologumena. Sie sind dann post-artifiziell, wenn sie die Konflikte, die in der Gesellschaft zu beobachten sind, im Text reinszenieren, und zwar als Konflikte, die in der Gesellschaft bereits als Beitrag zur Lösung zu verstehen sind, weil sie Probleme adressieren, die nicht hinzunehmen, aber auch nicht einfach aus der Welt zu schaffen sind. Das ist der Beitrag des soziologischen Texters. Er schafft Leerstellen, in die andere Wissensarbeiterinnen mit ihren Beobachtungen und Ideen vorstoßen können. Er öffnet das Feld für Ökonomie und Psychologie, Politik und Religion, Erziehung und Kunst, ohne selbst all dies zu können. Es ist ein bescheidener, aber unverzichtbarer Beitrag. Man übersieht ihn leicht. Aber man sollte ihn nicht unterschätzen.

Wie macht das der soziologische Text? Er verlässt sich auf die sicherste Erkenntnis, die die soziologische Empirie zu bieten hat: Zu jeder Meinung, jedem Sinn, gibt es eine Gegenmeinung, einen abweichenden Sinn. Sagen die einen Ja, sagen die anderen schon deswegen Nein. Ob in der Sache begründet oder um nicht verwechselt zu werden: Man weicht ab. Soziologische Texte erkennt man daran, dass sie auf diese empirische Einsicht mit einem Minimum an soziologischer Theorie reagieren: Es ist die Abweichung, die

den Zusammenhang garantiert. Auch das Nein ist ein Beziehungsangebot. Denn am Anfang, vor jeder Handlung, stehen die Beziehung, der Kontakt. Der soziologische Gegenstand ist dadurch bestimmt, dass jeder Kontakt einen Konflikt sowohl nahelegt als auch auflöst. Man wird zum Sozialphilosophen, wenn man diesen Befund von der Auflösung des Konflikts her denkt; man bleibt Soziologin, wenn auch in der Auflösung der überdauernde Konflikt gesehen wird.

Im soziologischen Text findet man zu jeder Ego-Perspektive eine Alter-Ego-Perspektive, zu jeder Markierung den Hinweis auf das Nicht-Markierte (Waugh 1982; Brekhus 2024), zu jeder Ausdifferenzierung die passende Einbettung, zu jeder Imitation die zugehörige Rivalität, zu jeder Identität die durch sie bewältigte Differenz.

Selbstverständlich hat die Soziologie die sachlichen Erkenntnisse, die diesen Theoremen zugrunde liegen, nicht allein entwickelt. Sie stammen aus der systemischen Therapie, aus der Linguistik, aus der Religionsphilosophie und aus anderen Quellen. Soziologisch originär ist vermutlich nur das Theorem der Ausdifferenzierung, das schon bei Auguste Comte unter dem Titel eines »consensus« zwischen statischer Gleichzeitigkeit in der Gegenwart einer Gesellschaft und dynamischer Entwicklung im Zeitablauf verhandelt worden ist, um jedes soziale Phänomen in seiner »complication«, das heißt in seiner Verwicklung in die Unterscheidung von anderen Phänomenen einerseits und die Aufrechterhaltung eines Kontakts zu diesen Phänomenen andererseits »positiv«, das heißt ohne vorschnelle Verallgemeinerungen, beobachten zu können (Comte 1995: 99). Komplikation ist hier im doppelten Sinne des Wortes zu verstehen: als Kompliziertheit und, wie etwa in der Medizin, als unerwartete/unerwünschte Entwicklung eines Zustands. Offen ist allerdings die Frage, ob die Soziologie die Komplikation entdeckte oder umgekehrt die Komplikation die Soziologie auf den Plan rief.

Soziologische Texte sind Texte, die Komplikationen als Beitrag zur Konstitution ihres Gegenstands beschreiben und verhandeln. Das macht keine andere Disziplin, auch wenn man in der Sache wiederum einiges von der Psychologie und insbesondere Psychoanalyse und ihren Einblicken in die Spannungen des Seelenlebens (Stichwort: Reizabfuhr) und von der Ökonomie und ihrer Beschreibung der Rolle des Wettbewerbs (nicht nur mit anderen, sondern auch von anderen) gelernt hat. Nicht zu vergessen ist auch das literarische und dramaturgische Wissen um die Rolle von Konflikten

insbesondere dann, wenn die entsprechenden Texte »komödiantisch« werden, das heißt, die erhabenen Gefilde der Götter verlassen und sich dem Alltag der Menschen widmen (Auerbach 2015).

Im Rahmen einer allgemeinen Promptologie (Bajohr 2022) kann man sich überlegen, Prompts zu schreiben, die die großen Sprachmodelle der synthetischen Intelligenz auffordern, in ihren Antworten auf Sachfragen aller Art den Umstand zu berücksichtigen, dass jede Aussage eine Komplikation indiziert, sei es, dass sie sie verdeckt, provoziert oder versöhnt, diese Komplikation jedoch entscheidend dafür ist, dass der jeweilige Sachverhalt sich reproduziert:

<Nenne zu jeder Aussage mindestens zwei Akteure, deren Beobachtungen voneinander abweichen und deren Differenz das Phänomen konstituiert, von dem die Aussage handelt.>

Oder kürzer:  $X = X(A, \neg A)$ , für jeden Gegenstand  $X$  und jede Aussage  $A$ . Für jeden Gegenstand  $X$  gilt, dass er eine Funktion seiner selbst in Abhängigkeit von einer Aussage  $A$  und ihres Gegenteils  $\neg A$  ist. – Für die Freunde des nicht umsonst so genannten *dia-*, aber eben auch *lektischen* Denkens sei hinzugefügt, dass die Negation  $\neg A$  hier nicht als antinomische, sondern als reflexive Negation zu verstehen ist, die dem  $A$  widerspricht, um auf dessen unbestimmten, aber bestimmbareren Kontext hinzuweisen (Luhmann 1975). Im Übrigen genügt es, darauf zu achten, dass Texte »Texte« sind. Subjekt und Objekt, Verb und Adverb, Nomen und Omen müssen sich voneinander unterscheiden, um ihren beweglichen Sinn zu entfalten, ganz zu schweigen von These und Parenthese, Deklination und Konjugation, Tempus und Kasus (Weinrich 2007, auch ein Lehrbuch der Soziologie). Verblüffend ist angesichts dieser inneren semantischen und syntaktischen Unruhe nur, dass jeder Satz mit einem Punkt endet und jeder Text neben seinem Anfang auch ein Ende hat. Vielleicht ist dies jedoch ihr letztes artifizielles Moment. Postartifiziiell sind Sätze mit Sätzen und Texte mit Texten verwoben. Gegen jede Wahrscheinlichkeit müssen sich Texter darin auskennen.

Das logische Ich (Baecker 2022), das der Text schon deswegen setzt, weil er geschrieben werden muss, solange er nicht statistisch errechnet werden kann (und selbst dann braucht er ein Prompt), trifft hier auf ein empirisches Ich, das mit einer minimalen Sensibilität für Komplikation nicht nur im Sachverhalt, sondern auch im Sozialverhalt des Sachverhalts ausgestattet sein muss. Erst dann wird es ein soziologischer Text.

## Literatur

- Auerbach, Erich 2015: *Mimesis: Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, 11. Aufl., Tübingen: A. Francke.
- Baecker, Dirk 2016: Wahr ist nur, dass alles falsch ist: Zur Kritik in der nächsten Gesellschaft. In Kolja Möller / Jasmin Siri (Hg.), *Systemtheorie und Gesellschaftskritik: Perspektiven der Kritischen Systemtheorie* Bielefeld: transcript, 223–241.
- Baecker, Dirk 2022: Das logische Ich in den Mühlen des Plagiats. *SOZIOLOGIE*, 51. Jg., Heft 4, 429–437.
- Bajohr, Hannes 2022: Dumme Bedeutung: Künstliche Intelligenz und artifizielle Semantik. *Merkur*, 76. Jg., Heft 882, 69–79.
- Bajohr, Hannes 2023: Artifizielle und postartifizielle Texte: Über die Auswirkungen Künstlicher Intelligenz auf die Erwartungen an literarisches und nichtliterarisches Schreiben. *Sprache im technischen Zeitalter*, 61. Jg., Heft 245, 37–61.
- Becker, Howard S. 1988: *Tricks of the Trade: How to Think About Your Research While You're Doing It*. Chicago: Chicago University Press.
- Brekhus, Wayne H. 2024: Marked and Unmarked: A Semiotic Distinction for Concept-driven Interpretive Sociology In Andrea Cossu / Jorge Fontdevila (eds.), *Interpretive Sociology and the Semiotic Imagination*. Bristol: Bristol University Press, 31–51.
- Comte, Auguste 1995 [1830–1842]: *Leçons sur la sociologie: Cours de philosophie positive, Leçons 47 à 51, présentation par Juliette Grange*. Paris: Flammarion.
- Derrida, Jacques 1967: *De la grammatologie*. Paris: Minuit.
- Drucker, Peter F. 1957: *Landmarks of Tomorrow: A Report on the New »Post-Modern« World*. New York: Harper.
- Höge, Helmut 2018: *Pollerforschung*. Hamburg: adocs.
- Höge, Helmut o.J.: Blog über »Hausmeisterkunst«. <https://blogs.taz.de/hausmeisterblog/>, letzter Aufruf am 4. August 2024.
- Knorr-Cetina, Karin 1984: *Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas 1975: Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen. In Harald Weinrich (Hg.), *Positionen der Negativität. Poetik und Hermeneutik*, Bd. VI. München: Fink, 201–218.
- Neidhardt, Friedhelm 2015: Sätze, Wörter, Zeichen: Soziologentexte im Vergleich. *Leviathan*, 43. Jg., Heft 4, 616–641.
- Reich, Robert 1991: *The Work of Nations: Preparing Ourselves for 21st Century Capitalism*. New York: Alfred A. Knopf.
- Simon, Herbert A. 1996 [1969]: *The Science of Design – Creating the Artificial*. In Herbert A. Simon, *The Sciences of the Artificial*, 3. Edition. Cambridge, MA: MIT Press, 111–138.
- Stark, David (ed.) 2024: *Practicing Sociology: Tacit Knowledge for the Social Scientific Craft*. New York: Columbia University Press.

- Waugh, Linda R. 1982: Marked and Unmarked: A Choice between Unequals in Semiotic Structure. *Semiotica*, vol. 38, no. 3/4, 299–318.
- Weiner, Sebastian Florian 2016: Aristoteles' Bestimmung der Substanz als *logos*. Hamburg: Meiner.
- Weinrich, Harald 2007: Textgrammatik der deutschen Sprache. 4., rev. Auflage, Hildesheim: Olms.